

Erscheint täglich außer Sonntagen.  
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis  
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.  
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 8

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einspaltige Nonpareilzeile  
60 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.  
Postcheckkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,  
Berlin Nr. 37536. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

## Die neuen Reichsminister.

Curtius Außenminister, Moldenhauer Wirtschaftsminister.

Der Reichspräsident hat auf Vorschlag des Reichskanzlers den Abg. Dr. Curtius, unter Enthebung vom Amt des Reichswirtschaftsministers, zum Reichsaußenminister und Professor Dr. Moldenhauer zum Reichswirtschaftsminister ernannt.

Die beiden neuernannten Minister sind Mitglieder und Abgeordnete der Deutschen Volkspartei. Dr. Curtius, der aus Duisburg stammt, war ursprünglich dort Rechtsanwalt. Von 1911 bis zum Kriegsausbruch staatswissenschaftlicher Arbeiter in Heidelberg, wohin er auch nach dem Kriege zurückkehrte. Seit 1921 war er Rechtsanwalt am Kammergericht in Berlin. Das Reichswirtschaftsministerium verwaltete er seit 1927. Nach Stresemanns Tode hat er provisorisch bis heute auch das Außenministerium verwaltet.

Prof. Moldenhauer, der dem Reichstag seit 1920 angehört, ist gleichfalls Rheinländer. Er ist 58 Jahre alt und amtiert seit 1919 als ordentlicher Professor für Versicherungswissenschaft an der Universität Köln.

### Die Wahl in Lübeck.

Starke Wahlbeteiligung. — Sozialdemokratie an der Spitze

Lübeck, 11. November. (Eigenbericht.)

Die Wahlen zur Lübecker Bürgerschaft, die am Sonntag nach einem lebhaften Wahlkampf und bei einer Wahlbeteiligung von 85 Prozent vor sich gingen, hatten folgendes Ergebnis:

	1929	(1926)	Mandate
Sozialdemokraten	33 255	(31 839)	34 (35)
Hausbesitzer Volksbund	27 868	(32 940)	29 (36)
Kommunisten	6 714	(4 751)	7 (5)
Demokraten	2 612	(1 719)	2 (2)
Zentrum	886	(866)	1 (1)
Haus- und Grundbesitz	781	(0)	1 (0)
Nationalsozialisten	6 338	(0)	6 (0)

Das Ergebnis bedeutet einen großen Erfolg für die Sozialdemokratie, deren Stellung in der Lübecker Bürgerschaft gebrochen werden sollte. Sie stand in der Abwehr gegen alle. Trotz der schlechten Wirtschaftslage, unter der Lübeck ebenso leidet wie alle anderen Städte Deutschlands, hat sich die Sozialdemokratie völlig behauptet und den Bürgerblock entscheidend geschlagen. Der Bürgerblock hat mehr verloren als die Nationalsozialisten gewonnen haben. Die Hege gegen die Sozialdemokratie hat den Bürgerblock sieben Mandate gekostet, von denen Hitler auf Anhieb sechs ergatterte. Das Siebente ist einer Sonderliste der Hausbesitzer zugefallen.

Auch die Sozialdemokratie hat ein Mandat eingebüßt, trotzdem sie rund 1400 Stimmen gewonnen hat. Das 35. Mandat war 1926 nur durch Anrechnung von Reststimmen erzielt. Durch die im allgemeinen stärkere Wahlbeteiligung wurde jetzt ein neuer Verrechnungsmodus nötig, der einen schmerzhaften Mandatsverlust mit sich brachte. Der Einfluß der Sozialdemokratie in der Bürgerschaft ist dadurch aber keineswegs vermindert, sondern eher gestärkt. Sie ist jetzt die unbestritten stärkste Gruppe, die den Bürgerblock um wenigstens fünf Mandate überflügelt. Die Kommunisten haben zwar ihre Mandatsziffer erhöhen können, aber sonst sind sie einfluß- und bedeutungslos. Nur, wenn sie die Arbeiterinteressen schädigen können, werden sie auch in Lübeck sich mit ihren Freunden und Antipoden, den Holentkrußlern, prompt zusammenschließen.

Bei den diesjährigen Bürgerschaftswahlen wurden zum ersten Male die Briefwahlen durchgeführt, die Kranken und von Lübeck abwesenden Personen die Möglichkeit geben, ihre Stimme bereits vor dem Wahltag brieflich zu übersenden.

### Vormarsch in Niederösterreich.

Wien, 11. November. (Eigenbericht.)

Die am Sonntag abgehaltenen Gemeindevahlen in Niederösterreich zeigen die Sozialdemokratie auf dem Vormarsch. Sie hat nach den bisher vorliegenden Ergebnissen in den rund 1700 Gemeinden 200 Mandate gewonnen und etwa 25 verloren. In zahlreichen Landgemeinden eroberte die Sozialdemokratie die

(Fortsetzung auf der 2. Seite.)

## Elektrischer Zug entgleist.

Fünf Tote, vier Schwerverletzte bei Dessau.

Auf dem Dessauer Bahnhof ereignete sich Sonntag kurz vor acht Uhr ein schweres Eisenbahnunglück. Der elektrische Personenzug Magdeburg—Leipzig, der infolge eines Umbaus auf der Strecke den Güterbahnhof durchfahren mußte, entgleiste. Zwei Reisende und der Heizer wurden getötet, fünf weitere Personen schwer verletzt. Der Lokomotivführer hat Selbstmord verübt.

Die Pressestelle der Reichsbahndirektion Halle teilt dazu mit: Am 10. November um 7.56 Uhr sollte der Personenzug 402 Magdeburg—Leipzig wegen Umbauarbeiten am Gleis Dessau—Raguhn ein anderes Gleis befahren. In diesen entgleiste der Zug mit der Lokomotive und den vorderen neun Wagen, die stark beschädigt wurden. Die Verletzten befinden sich im Kreis-krankenhaus Dessau. Die Ursache der Entgleisung wird noch ermittelt. Die Beichen standen für die Abseilung richtig. Der Lokomotivführer Siegmund aus Magdeburg-Rothensee wurde eine Stunde nach dem Unfall im Krankenhaus eines Leertuges erhängt aufgefunden. Die ärztliche Hilfe und die Feuerwehr waren noch sieben Minuten zur Stelle. Eine halbe Stunde nach dem Unfall waren sämtliche Verletzten obbestärkt.

Getötet wurden: Landwirt Karl Handrich aus Ragösen, Reisender August Zander aus Deterschagen, Lokomotivheizer Orlamünde, Magdeburg, eine Frau Handrich, die ihren schweren Verletzungen erlag und der durch Selbstmord geendete Lokomotivführer.

Schwer verletzt sind: Emma Dietrich aus Zerbst, Schleibank 30; Fräulein Maria Volgt aus Zerbst, Magdeburger Straße 36; Fleischer Artur Wagner, Bitterfeld, Grünstraße 3; Fräulein Gertrud Kirz, Zerbst; wozu noch einige Leichtverletzte kommen.

Der Lokomotivführer des Unglückszuges hatte für die Umleitung des Zuges schriftlichen Vorrichtungsbehl. Außerdem stand das vorschrittmäßige und klar sichtbare Signal für die Kreuzungswende. Der Lokomotivführer fuhr trotzdem mit großer Geschwindigkeit durch die doppelte Kreuzungswende. Vor dem Stellwerk entgleiste die elektrische Lokomotive und stieß dabei mit einem auf dem Nebengleis stehenden Güterwagen zusammen. Der Packwagen des Zuges wurde zur Seite gerissen und nahezu völlig zertrümmert. Der Zugführer, der in diesem Wagen saß, wurde wie durch ein Wunder gerettet. Eine Reihe anderer Wagen ist schwer beschädigt worden. Die Dessauer Feuerwehr mehr mit Sanitätsautos und ein Arzt waren wenige Minuten nach dem Unglück an der Unfallstelle. Der Hilfszug aus Halle brauchte, abgesehen von dem Gerätewagen, nicht mehr in Tätigkeit zu treten. Von einem Mitreisenden des Unglückszuges Magdeburg—Leipzig wird folgende Darstellung des Unglücks gegeben. Wir fuhren 6.14 Uhr von Magdeburg ab. Der Zug war nur schwach besetzt. Kurz vor 8 Uhr, ungefähr 1 Kilometer von Dessau entfernt, bemerkte ich, daß der Zug ungewöhnlich hart bremste. Ich sprang auf, erhielt aber einen so starken Stoß, daß ich an die rückwärtige Wand des Abteils geschleudert wurde. Zugleich hörte ich Krachen und Splittern und im nächsten Augenblick laute Hilferufe. Als ich aus dem Wagen sprang, sah ich, daß dieser mit der Lokomotive und den ersten Wagen entgleist war. Der erste Wagen nach der Lokomotive war umgestürzt. Bei dem Unglück hat der Zug einen auf dem Nebengleis stehenden Güterzug gestreift, wodurch das Unglück noch vergrößert wurde. Aus dem Führerstand der elektrischen Lokomotive hing der Heizer tot heraus. Einem jungen Mädchen waren beide Beine abgequetscht, es war aber bei vollem Bewußtsein. Ein anderes junges Mädchen, dem der Fuß über dem Knöchel abgeschnitten war, hielt krampfhaft ihre Handtasche fest. Zwischen den Trümmern eines Wagens befand sich ein Mann, der unausgesetzt um Hilfe schrie. Er konnte erst nach langen, mühevollen Arbeiten befreit werden. Auch ihm war ein Fuß abgequetscht worden. Da keine Tragbahnen zur Stelle waren, wurden die Verletzten erst auf Breiter gelegt. Ziemlich schnell kamen einige Reichswehrpolisten zu Hilfe, die sich mit dem Eisenbahnpersonal an den Rettungsarbeiten beteiligten. Der Arzt erschien etwa nach 20 Minuten.

### Das Korruptionsgeschrei.



Es war einmal ein Bumerang,  
Das war ein falscher Dase.  
Er flog dem Manne, der ihn schwang  
In seine eigne Nase.

### Lokomotive fährt in Arbeiterkolonne.

Schweres Unglück in Altona. — Vier Tote!

Altona, 11. November.

Die Pressestelle der Reichsbahndirektion Altona teilt mit: Bei der Eisenbahnüberführung in der Nähe der Parfümeriefabrik Vietri in Altona, am Kreuzweg, hat sich Sonntag früh gegen drei Uhr ein schweres Unglück ereignet. Eine Kolonne von Streckenarbeitern war damit beschäftigt, einen sogenannten Arbeitszug, der während der Nachtbetriebspause auf einem Stadtbahngleis aufgestellt war, mit Schienen und Oberbaustoffen zu beladen. Hierbei waren die Arbeiter genötigt, das Ferngleis Hamburg—Altona zu betreten, das durch einen Aufsichtsposten gesichert war. Dieser Sicherheitsposten hat eine auf dem Ferngleis von Hamburg kommende Lokomotive anscheinend nicht rechtzeitig bemerkt, aus welchem Grunde, steht noch nicht fest. Die Lokomotive fuhr in die Arbeiterkolonne hinein. Hierbei wurden zwei Personen getötet, acht Personen teils schwer, teils leicht verletzt. Die Verletzten wurden nach Anlegung von Rotverbänden von der Feuerwehr mittels Krankenautos in das Städtische Krankenhaus in Altona übergeführt. Zwei Schwerverletzte starben bald nach der Einlieferung im Krankenhaus.

Die Namen der Toten sind: Die Arbeiter Kraft, Schmidtke, Sudow und Buchmann. Schwer verletzt liegen noch im Krankenhaus der Reichsbahnrottenführer Gieseler, der Bahnamtungsarbeiter Henning sowie der Arbeiter Sangemeier. Drei Leichtverletzte konnten wieder entlassen werden.



# Vormarsch in Niederösterreich.

(Fortsetzung von der 1. Seite.)

Mehrheit. In St. Pölten und St. Pölten, die heftig umkämpft waren, wurde die sozialdemokratische Mehrheit behauptet. St. Pölten ist das Zentrum der niederösterreichischen Heimwehr. In St. Pölten hat die Sozialdemokratie nach den bisherigen Ergebnissen acht neu erobert.

Wien, 11. November.

Nach den heute früh vorliegenden Meldungen über die Gemeindevahlen in Niederösterreich liegen von den 1711 niederösterreichischen Gemeinden, die gestern gewählt haben, Ergebnisse von 1695 Gemeinden vor. In diesen haben die nichtsozialistischen Parteien insgesamt 18.246 (gegen 16.938 im Jahre 1924), die Sozialdemokraten 4111 (gegen 3630) Mandate erhalten. Der Mandatszuwachs beträgt für die nichtsozialistischen Parteien 1808, für die Sozialdemokraten 481 Mandate und 15 Bürgermeisterämter. Die Sozialdemokratie hat, angesichts einer allgemeinen Vermehrung der Mandate, um 13 Proz., die anderen 4 Parteien um 7 Proz. zugenommen.

## Wahlkampf in mexikanischer Art. Straßenkämpfe in Mexiko-Stadt.

Mexiko-Stadt, 11. November. (Eigenbericht.)

In der mexikanischen Hauptstadt kam es am Sonntag zu einem regelrechten Straßenkampf zwischen Anhängern des Präsidentschaftskandidaten Bojanzelos und Anhängern des Gegenkandidaten Rubio. Drei Personen wurden getötet, 15 schwer verletzt. Unter den Schwerverletzten befindet sich auch der Chef der Polizei von Mexiko-Stadt, der mit einem Gewehrstoß niedergeschlagen wurde.

Als etwa 500 Anhänger von Bojanzelos nach einer Versammlung am dem Hauptquartier der Anhänger des Präsidentschaftskandidaten Rubio vorbeizogen, wurden sie aus dem Hauptquartier heraus plötzlich beschossen. Es entstand ein großer Tumult, der schon nach wenigen Minuten zu einem regelrechten Straßenkampf ausartete. Auf beiden Seiten wurde scharf geschossen. Erst nach Aufbietung sämtlicher Polizeikräfte und nach stundenlangen Auseinandersetzungen konnten die gegnerischen Parteien auseinandergebracht werden. Aber kaum war die Polizei abgezogen, als Anhänger von Bojanzelos das Hauptquartier der Rubionisten in Brand steckten und die Feuerwehr verhindern, die Schweißarbeiten aufzunehmen. Sämtliche Bureaus wurden zerstört, Schreibmaschinen und Utensilien vernichtet. Die Straßen in der Umgebung des Hauptquartiers der Rubionisten waren dicht mit Ästen besät.

Aus anderen mexikanischen Städten werden ähnliche Vorfälle gemeldet. Das Barometer steht danach wieder einmal auf Siebzig. Die Wahlen finden am 17. November statt, so daß im Verlauf dieser Woche noch schwere blutige Auseinandersetzungen befürchtet werden.

## Bombenwerfer und Meineidiger.

Syndikus Wefche auch wegen Meineids angeklagt.

In der Untersuchung gegen die der Bombenanschläge Verdächtigen ist gegen den Syndikus Wefche die Voruntersuchung entsprechend dem Antrag der Staatsanwaltschaft auf Meineid ausgedehnt. Wefche ist jetzt geständig, an dem Bombenanschlag in Potsdam teilgenommen zu haben. Er hatte, im Vorverfahren als Zeuge zur Erreichung einer wahrheitsgetreuen Aussage unter Eid übernommen, bekundet, daß er zu den Bombenanschlägen in keinerlei Beziehungen stünde.

Die Strafkammer hat am Freitag die Haftbeschwerde des Freiherren von Oden-Orlo zurückgewiesen.

Der Bombenattentäter Volk, der am Sonnabend an der schweizerischen Grenze bei Lörrach festgenommen wurde, ist nach gleichen Tage nach Berlin übergeführt worden. Außer Volk ist auch dessen Frau, die sich in seiner Begleitung befand, festgenommen worden.

## Schweres Straßenbahnunglück in Belgien.

32 Verletzte! — Verlegen der Bremsen?

Brüssel, 11. November.

Ein schweres Straßenbahnunglück ereignete sich gestern auf der Straße Haffelt-Longres. Ein Straßenbahnzug, bestehend aus 21 Wagen und 2 Lokomotiven, der etwa 1000 Personen von den Fußballwettspielen in Longres zurückbrachte, kam auf dem sogenannten Gefälle von Hennegau in eine solche Geschwindigkeit, daß an einer Biegung beide Lokomotiven sowie die ersten drei Wagen aus den Schienen sprangen. Der vierte Wagen kam quer über die Gleise zu stehen, so daß die beiden nächsten Wagen mit voller Wucht gegen diesen anstießen und vollständig zertrümmert wurden. Bisher konnten 32 Verletzte geborgen werden, darunter zehn Schwerverletzte. Einem Schaffner wurden beide Beine abgefahren.

Die Ursache des Unglücks konnte noch nicht ermittelt werden. Es scheint, daß die Bremsen der einen Lokomotive im entscheidenden Augenblick versagt haben.

## Pilzvergiftung in einer Kochschule.

22 Schülerinnen erkrankt.

Bitterfeld, 11. November.

Die erste Klasse der Pestalozzischule hatte, wie allwöchentlich, Kochunterricht. Dabei wurden Pilze verwendet, die dann wie üblich von den Schülerinnen gegessen wurden. Nach Schluß des Unterrichts klagten bereits einige Mädchen über Uebelkeitserscheinungen. Man nahm dem oder nicht allzu große Bedeutung bei. Gegen Abend stellte sich jedoch bei 22 Schülerinnen Brechreiz und Uebelkeit ein. Die Erkrankten wurden im Kreisrennenhaus sofort in ärztliche Behandlung genommen. Verschiedenen wurde der Magen ausgepumpt. Lebensgefahr soll bei keiner der Erkrankten bestehen.

Man nimmt an, daß sich unter den von einem diesigen Kaufmann erstandenen Pilzen giftige befunden haben. Die Lehrerin behauptet, die Pilze seien von ihr geprüft und als einwandfrei befunden worden.

## Schiffserin verabschiedet.

Moskau, 11. November.

Das Politbüro der kommunistischen Partei hat das Rücktrittsgesuch der Schiffserin genehmigt, der damit vom Amte des Küstenkommissars wegen seines schlechten Gesundheitszustandes entbunden wird. Schiffserin wird sich weiter in Wiesbaden aufhalten.

# Nicht zurück, sondern vorwärts.

Severing im Berliner Osten. — Otto Wels am Wedding.

Die Arbeiterführer in den Berliner Arbeitervereinen! Gestern sprach Reichslandesminister Genosse Severing im Bezirk Friedrichshain und der Vorsitzende der Sozialdemokratischen Partei Otto Wels am Wedding. Mit Absicht hatten sie sich Bezirke gewählt, in denen kommunistischer Wahnsinn und rechtsradikaler Uebermut sich besonders breit machen.

Das weiße Rad der Plaza am Schlesiener Bahnhof war schon vor 10 Uhr überfüllt. Der Männerchor Friedrichshain leitete die Veranstaltung ein. Dann sprach Genosse Severing. „Heute tritt der Arbeiter gleichberechtigt mit dem Kommerzienrat, gleichberechtigt mit dem Großgrundbesitzer an die Wahlurne. Die Demokratie hat ihm dieses Recht gegeben. Wenn wir am nächsten Sonntag die Vertreter in den Kommunen wählen, dann treten wir gleichzeitig hohe Politik. Wenn auch der Young-Plan uns 700 Millionen Mark ersparen wird, so ist doch auch weiterhin unsere finanzielle Lage düster. Viele aber, Reich, Länder und Gemeinden sollen unter dieser Last leiden. Da wird in den Kommunen entschieden, wo gespart werden soll, ob etwa an kulturellen und sozialen Aufgaben, und wer die Lasten tragen soll, der Besitzende oder der Schaffende. Der Wahlkampf geht nicht etwa, wie politisches Pharisäertum durch Verleumdung und Skandal uns vorzuführen will, um eine Hofe oder um einen Peinigen. Die schmutzige Angelegenheit der Herren Effare wird ja von gewisser Seite nur aufgebauscht, um gegen die Sozialdemokratie zu kämpfen. Dieser erbitterte, mit allen Mitteln geführte Kampf ist uns ein Beweis unserer Stärke. Wenn bei uns etwas nicht in Ordnung ist, dann sind wir gewöhnt, selbst schnellst Remede zu schaffen.“

Mit unseren Leistungen auf kommunalem Gebiete können wir den Weltkampf mit den Bürgerlichen getrost aufnehmen.

In der Vortagszeit sorgte man durch ein ungerechtes Wahlrecht in den Kommunen für eine bevorrechtete Minderheit. Wir arbeiten für das Volk in seinen weitesten Schichten. Das Bürgertum will in sozial- und kulturpolitischen Fragen nicht nur bremsen, sondern zurückschrauben. Daraus lassen wir uns unter keinen Umständen ein. Und sind für unsere Arbeiterkinder die besten Schulen und die sorgfältigste Gesundheitspflege gerade gut genug. Möge sich besonders der Mittelstand überlegen, was geschieht, wenn die Sozialfrage abgebaut werden. Ich weiß als früherer preußischer Polizeiminister aus den Notzeiten 1922/23, da sich der Horn des Hungernden nicht gegen die Willen der Großbesitzer im Berliner Westen ausstößt, sondern gegen die Läden des kleinen Schläfers, des kleinen Bäckers, des kleinen Kolonialwarenhändlers im Arbeiterbezirk. Nicht nur innenpolitisch, auch außenpolitisch sind die Wahlen vom 17. November von größter Bedeutung. Wir wissen, welchen üblen Eindruck das knappe Gelingen des Hugenbergischen Volksbegehrens namentlich in Paris gemacht hat. Der wahre Volksentscheid fällt nicht am 22. Dezember, sondern am nächsten Sonntag, am 17. November. Wir gehen zu diesem Volksentscheid mutig und siegesgewiß. Wir verteidigen uns nicht, sondern wir greifen an — zum Segen Berlins und zum Segen des gesamten deutschen Volkes.“

Der Bürgermeister des Bezirks Friedrichshain Genosse Millig leitete dann mit kurzen Worten die Vorführung des wirkungsvollen Films „Aus dem Alltag empor“ ein, der von uns leithin im „Vorwärts“ besprochen wurde. Er führte aus: Die Höhe und Schärfe, in denen gerade in unserem fünften Verwaltungsbezirk die Proletariat hausen müssen, sind ein Vermächtnis der Vergangenheit, sind das Erbe des Kommunalfreiwesens, das wir übernehmen mußten. Von den 104.000 Wohnungen in unserem Bezirk sind 90.000 Kleinwohnungen. Wir Sozialdemokraten haben uns bemüht, in diese Enge etwas Luft zu bringen und vor allem dem heranwachsenden Geschlecht durch Schaffung von Spielplätzen und Heimen etwas Licht und Sonne zu geben, kurz Leben in der Wüste der Großstadt zu schaffen. Unsere Arbeit befriedigt uns in keiner Weise, wir wollen mehr schaffen, aber das können wir sagen: was zu schaffen war, haben wir getan, bekämpft von der Reaktion rechts und links von uns. Die Kommunisten sind gerade in unserem Bezirk unserer aufbauenden Arbeit immer in den Rücken gefallen, sie haben nicht, wie es Pflicht einer Partei wäre, die sich Arbeiterpartei nennt, uns geholfen und unsere Arbeit gefördert, sie haben unsere Bezirksversammlung zu einem Tummelplatz wüster Redaktionen gemacht. Wer sich in unserem Bezirk umsieht, muß wissen, wie er sich am 17. November zu entscheiden hat: gegen jede Reaktion, mag sie links oder rechts stehen, für die Sozialdemokratie.

Am 14 Uhr marschierten die Parteigenossen vom Wedding im Schillerpark auf. Die Männer und Frauen der Arbeiterklasse rückten in imposanten Jüngen mit Schildern: „Wählt sozialdemokratisch! Für Liste 1! Lebt den „Vorwärts“ an. Nach Begrüßungsworten des Genossen Frank lang der Arbeiterchor Reinecke unter Leitung des Genossen Joseph. Dann sprach Genosse Wels: Als 1918 die Fürsten verjagt wurden und das bis dahin rechtlose Volk politisch frei wurde, mußten wir aus der Not

der Zeit heraus, daß der Kampf schwer sein würde. Aber wir ahnten nicht, daß der Gegner schon nach 11 Jahren so dreist und frech auftreten würde, der Gegner, der sich damals verlor und verstockte.

Die Reaktion dankt ihren Mut nicht zum wenigsten den Kommunisten, die den Brudermiß in der Arbeiterklasse hegen und pflegen und ihr so die Möglichkeit geben, nach ihrem Wahrspruch: „Teile und herrsche“ gegen die Arbeiterklasse tätig zu sein.

Rußland ist kein Land es Glücks und des Segens. Die deutsche Arbeiterfrau denkt mit Schreden an die Zeit, wo sie um eine Brot-, eine Fett-, eine Fleischnation auf Karren hin anstand. In Rußland stehen noch heute die Arbeiterfrauen mit ihren Karren vor den Geschäften an. Das ist nicht der Weg, den wir Sozialdemokraten gehen wollen. In Deutschland beträgt trotz seiner schweren Reparationslasten der Sozialetat 1300 Millionen Mark, in dem riesigen Rußland weist er 100 Millionen Rubel auf. Trotz Mühe und Verleumdung sprechen für uns unsere Taten! Die Hugenberg haben der Reaktion in den Nachbarländern neues Wasser auf die Mühlen gegossen. Das beweist das Verhalten der Männer um Tardieu und Magnot in der Räumungsfrage. Treffen wir am 17. November den richtigen Volksentscheid, dann wird es vorwärts gehen, innen- und außenpolitisch. Darum wählen wir sozialdemokratisch!

Der Bürgermeister des Bezirks Genosse Leid schiederte die Arbeit der Sozialdemokratie am Wedding. Kommunale Erfüllungspolitik besteht für den Sozialdemokraten darin, für die Schaffenden alles nur mögliche herauszuholen. Jeder Sehende erkennt an, daß gerade im Wedding Leistungen aufzuweisen sind, das zeigen die Beschäftigungen durch ausländische Gäste, so auch durch eine Kommission aus Sowjetrußland. Der deutsche Arbeiter braucht nicht, um kommunale Leistungen zu sehen, nach Rußland zu fahren, er kann sich in Berlin umsehen. Die einzige Kulturart der Kommunisten im Verwaltungsbezirk Wedding war, daß sie nach ihrem Sportfest im August den Platz in einen Zustand versetzten, der nur als schweinmäßig bezeichnet werden kann.

Für jeden Denkenden gibt es am kommenden Sonntag nur eine Entscheidung, die Entscheidung für Liste 1.

Ueberall personaltete die Sozialdemokratie gestern in Berlin Kundgebungen und Umzüge. Leider gestattete uns der Raum nicht, alle Veranstaltungen zu besprechen. Eins zeigte sich immer wieder: die Partei geht in die Wahlschlacht mutig und siegesbewußt. Sie ist der Ueberzeugung, daß die Berliner Bevölkerung am Sonntag die richtige Wahl, die Wahl der sozialdemokratischen Liste 1 treffen wird.

## Kommunistenheld Lange flüchtet zu Jörgiebel.

Die Wedding Sozialdemokratie marschierte gestern in drei machtvollen Verbänden zu der Wahlkundgebung im Schillerpark. In der Ignarstraße ging plötzlich der kommunistische Stadtverordnete Lange demonstriert neben dem Zuge her. Einige Parteigenossen erkannten den Burtschen und sagten ihm einige Wahrheiten. Leichenblau flüchtete der „Held“ Lange sofort zu den Schutzpolizisten und ersuchte um Beistand, ohne sich dazu der geringste Anlaß bestand. Das wird den sauberen Herrn natürlich nicht abhalten, bei der nächsten Gelegenheit mit altbekannter Lungenkraft gegen „Jörgiebel und seine Banditen“ zu gehen.

Eine sehr gute und wirksame Unterstützung fand die gestern überall durchgeführte Wahlagitation der Sozialdemokratie durch 12 riesige Propagandawagen, die der Bezirksverband Berlin der SPD. eingesetzt hatte. In Jügen von je drei Wagen wurde die ganze Stadt durchfahren. Die Wände der Möbelwagen sind mit riesigen Plakaten besetzt, die Seitenflächen haben eine Größe von 8x2,50 Meter. Ueberall standen die Wagen im Mittelpunkt des Interesses der Straßenpassanten. Die sehr wirkungsvollen Bilder verfehlten ihren Eindruck nicht. Die Karikaturen, die sich mit dem Treiben der Kommunisten und Kastenkreuzer beschäftigten, wurden oft belacht und fanden die volle Zustimmung der Berliner. Ein Kistenplakat, das Kommunisten und Nazis in treuer Gemeinschaft mit Stinkhomben demotiviert zeigt, fragt: „Berliner, soll diese Sorte im Stadtparlament regieren?“ Ein anderes Plakat fordert den Wähler auf: „Den Klüffern einen Teufel am Aufbau helfe mit!“ Die Wagen fuhren in der kommenden Woche während des ganzen Tages durch die Straßen der Stadt, sie werden auch die entferntesten Winkel aufsuchen und so jedem Berliner vor Augen kommen.

In unserem im Sonntag „Vorwärts“ veröffentlichten Bericht über eine Steglitzer Wahlkundgebung muß es selbstverständlich heißen: „Ein ausgearbeitetes Kommunalprogramm, das der Lebenswichtigkeit kommunaler (nicht wie verächtlich gesagt kommunistischer) Aufgaben entspricht, hat nur die Sozialdemokratie.“

## Autodiebe auf Schreckensfahrt.

Drei Personen schwer verletzt.

Am Sonntagabend gegen 10 Uhr ereignete sich am Fehrbelliner Platz in Wilhelmsdorf ein schweres Autounglück, bei dem der Direktor der Olegwerke, Karl Adler, aus der Konstanzer Straße 27, dessen Frau Maria und der Chauffeur Wilhelm Heineemann aus der Wartburgstraße 27, schwer verletzt wurden.

Direktor Adler wollte ein Theater aufsuchen. Beim Einbiegen in den Fehrbelliner Platz wurde das Auto von einem in rasender Fahrt herankommenden anderen Wagen seitlich gerammt. Der Chauffeur verlor dabei die Herrschaft über die Steuerung, das Auto geriet auf den Bürgersteig und prallte in voller Fahrt gegen einen Lichtmast. Der Wagen wurde völlig zertrümmert, und der Chauffeur sowie die Insassen erlitten schwere Verletzungen. Direktor Adler und seine Frau wurden in das Westjaniarum übergeführt, während der Chauffeur Heineemann im Wilhelmsdorfer Krankenhaus in der Schenckstraße Aufnahme gefunden hat. Der Führer und der Insasse des schuldigen Autos flüchteten, als sie sahen, was sie angerichtet hatten. Von der Polizei wurde der Wagen, der gleichfalls erhebliche Beschädigungen aufwies, sichergestellt. Wie später ermittelt wurde, gehört dieses Auto dem Schauspieler Paul Lange. Autodiebe fuhren den Wagen auf dem Fallerlebenplatz stehen und fuhren mit ihm auf und davon, bis sie am Fehrbelliner Platz ihr Gesicht erhellte.

## Lampel beim Fememord.

Eine neue Verhaftung.

Leignitz, 11. November.

Die Justizpressestelle teilt in der kurze Zeit von dem Leignitzer Untersuchungsrichter bearbeiteten Fememordangelegenheit folgendes mit: Die Leiche des Mörders ist bisher noch nicht gefunden worden. Die Grabungen mußten aus technischen Gründen einmweilen ausgesetzt werden, sollen aber nach einigen Tagen ihren Fortgang nehmen.

Die Verhafteten, Lampel und der Diplomingenieur Schwemmer-Bodum, haben zugegeben, daß im Jahre 1921 Fritz Köhler in Woderau bei Reustadt erschossen worden ist und daß sie bei Ausführung der Tat zugegen gewesen sind. Ueber ihre aktive Beteiligung an der Tat haben sie widersprechende Angaben gemacht, die noch der Klärung bedürfen. Beide haben einen gewissen Ulrich v. Beulwitz aus Spandau erheblich belastet, die übrigen Angeklagten hingegen entlastet. Beulwitz ist bereits verhaftet und in Leignitz eingeliefert worden.

Der verhaftete Müller ist am Sonnabend aus der Haft entlassen worden. Er hatte sich freiwillig u. a. dadurch verdächtig gemacht, daß er über im wesentlichen feststehende Tatsachen wechselnde Angaben machte und nach und nach zugab, was er zunächst bestritten hatte. Diese Widersprüche konnten jedoch inzwischen aufgeklärt werden. Heute findet die Vernehmungen des Beulwitz statt.



# Die Lüge von Langemard.

Ein Verbrechen der Heeresleitung — keine Heidenat!

„Schlicht meldete am 14. November der Heeresbericht: „Westlich Langemard brachen junge Regimenter unter dem Gesänge „Deutschland, Deutschland, über alles“ gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie.“

So schreibt die Hugenberg-Presse wiederum in ihrem Bericht über die Langemard-Gedächtnisfeier im Sportpalast. In diesem Sinne wurde dort ein Ereignis zur Verherrlichung des Militarismus gefeiert, das in Wahrheit die schwerste Niederlage gegen ihn ist.

Die ernsthafteste Geschichtsforschung hat inzwischen festgestellt — und selbst das offizielle deutsche Wert über den Weltkrieg, herausgegeben vom Reichsarchiv, muß es bezeugen — daß jedes Wort des „Schlichten“ Heeresberichts vom 11. November 1914 eine kraße Unwahrheit

ist. Erstens ist nicht westlich von Langemard gekämpft worden, da Langemard von den Deutschen niemals eingenommen wurde. Dann standen in den Tagen vom 10. und 11. November überhaupt keine jungen Regimenter an diesem Gefechtsabschnitt. Die Ereignisse, auf die der Heeresbericht anspielt, hatten sich vielmehr schon mehrere Wochen vorher, in der Zeit vom 19. bis 23. Oktober, aber anders zugezogen. Daß der amtliche Heeresbericht sie erst am 11. November in gefälschter Form meldete, hatte einen Zweckgrund: man suchte nach einer Weidung, durch deren begeisternden Inhalt man die Heimat über die gleichzeitigen Mißerfolge im Osten (Rückzug von Warschau und Jwagorod) hinwegtäuschen konnte.

Gesehen war in den Oktobertagen folgendes: Das 22., 23., 26. und 27. Reservekorps — alle aus fast völlig un ausgebildeten Kriegsfreiwilligen und jüngsten Jahrgängen bestehend — waren am 11. Oktober aus ihren Garnisonen verladen, vom 13. bis 18. Oktober in den Etappen-Endstationen ausgeladen worden, um bereits am 19. und 20. Oktober zu schwersten Kämpfen eingesetzt zu werden. Das amtliche Kriegswert stellt fest, daß es sich um

„unvollkommen ausgebildete, jeder militärischen Erfahrung entbehrende, millitärliche Verbände“

handelte, deren Führung es als sehr erwünscht bezeichnet hatte, ihre Truppen zunächst „durch leichtere Gefechtsaufgaben gegen schwächere Heinde zunächst an den Krieg zu gewöhnen“.

Trotz ernstester Gegenstellungen der Truppenleitung befahl aber General Falkenhayn am 20. Oktober, diese Truppen zum Generalangriff auf die verhängten feindlichen Stellungen einzusetzen. Dabei waren diese armen Kriegssopier, durchschnittlich nur vier bis sechs Wochen ausgebildet, überdies noch völlig unzureichend ausgerüstet. So meldete nach dem amtlichen Kriegswert der Führer des 26. Reservekorps,

daß seine Leute sich mangels Schanzzeugs nicht einmal ein Graben könnten.

Diese armen jungen Menschen, die weder die Taktik des Ausschürens, noch des Deckungsnehmens (Hinlegens) kannten, die zudem nicht einmal Spaten besaßen, wurden drei Tage lang gegen die feindlichen Stellungen vorgetrieben, darunter am 23. Oktober auch gegen Langemard. Aufrecht hürten die ahnungslosen Jünglinge der 51. Reservedivision in geschloffenen Truppenkörpern über ein deckungsloses Gelände von Kilometertiefe gegen einschlägige feindliche Artillerie und eingegrabene Maschinengewehre. Sie wurden — wie selbstverständlich — elend zusammengehauen. Einzelne Bataillone meldeten 80 Proz. Verluste.

In zehn Tagen zählten die vier jungen Korps 40 000 Tote und Verwundete.

So sah Langemard in Wirklichkeit aus — nach der amtlichen deutschen Geschichtsschreibung. Aus diesem Verbrechen der Heeresleitung eine Heidenlegende der Jugend zu machen, dazu gehört die ganze unerschrockene Verlogenheit eines Militarismus, der sich auch nach aus seinen schlimmsten Sünden Ruhmeskränze nicht!

## Reaktion verzögert Räumung.

Das Volksbegehren liefert den Vorwand.

Paris, 11. November. (Eigenbericht.)

Trotz der schweren Enttäuschung, die die Kommerzierung am Sonnabend mit den Raden Briands und Lardieus allen denen, die auf eine reaktionäre Wendung in der französischen Außenpolitik gerechnet haben, bereitet hat, sucht die Rechtspresse immer noch wenigstens aus den nicht ganz eindeutigen klaren Wendungen in der Lardieuschen Rede das herauszufischen, was ihr genehm ist. Insbesondere über die Frage der Räumung der 3. Zone ist wieder eine lebhafte Diskussion im Gange, in der mit allen Mitteln der künstlich hervorgerufenen Mißverständnisse versucht wird, aus dem Tode Stresemanns und der durch das Hugenbergische Plebiszit verurteilten Lage Kapital zu schlagen.

Die Erklärungen Lardieus, schreibt der „Tempo“, über die Räumung der 3. Zone sollten in Berlin mit besonderer Aufmerksamkeit aufgenommen werden, denn sie stehen in kategorischem Widerspruch zu jenen, die behaupten, daß die Räumung der 3. Zone unter allen Umständen am 30. Juni beendet werden soll. Man versucht jetzt glauben zu machen, daß die Interpretation des französischen Ministerpräsidenten im Widerspruch mit den Haager Verträgen stehe. Es sei demgegenüber daran festzuhalten, daß das Datum des 30. Juni unter der Voraussetzung festgelegt wurde, daß der Young-Plan durch die Parlamente

noch im Herbst dieses Jahres ratifiziert werden würde

und daß daher genügend Zeit für den Vollzug der Räumungsoperation zur Verfügung stehe. Da aber selbst deutscherseits anerkannt wird, daß die Ratifikation die Grundlage der Räumung bleibe, da ferner infolge des Hugenbergischen Plebiszits mit einer Ratifizierung nicht vor Januar zu rechnen ist, ist es selbstverständlich, daß alle vorgeesehenen Termine eine Verzögerung erfahren werden.

Im „Echo de Paris“ weitet Vertinag wieder eine heftige Attacke gegen Briand. Er vertritt den Standpunkt, der im Gegensatz zu der offiziellen französischen Außenpolitik steht, daß die Besetzung der 2. und 3. Zone immer noch ein militärisches Band für die Sicherheit Frankreichs darstelle.

Die „Liberté“ schließlich sucht mit einer zweifelhaften Dialektik ebenfalls den Text der Haager Verträge zu verdröhen. Aus diesem Text gebe hervor, daß die Räumung der Rheinzone „in ununterbrochener Folge“ vollzogen werden müsse. Unter dieser Voraussetzung sei der Termin des 30. Juni genannt worden. Da aber die Räumung der 3. Zone im Gegensatz zu gewissen Wendungen deutscher und französischer Antiskripten noch gar nicht begonnen habe — schreibt die „Liberté“ — so kann sie auch logischerweise nicht unterbrochen sein und alle Konsequenzen seien dadurch hinfällig.

Etwa 100 000 polnische Wanderarbeiter kehren im Laufe dieser Woche aus Deutschland nach Polen zurück.

# Tanz / Theater / Musik.

## Das Wigman-Jubiläum.

Ein Jahrzehnt ist vergangen, seit Mary Wigman zum erstenmal in Berlin auftrat. Ein Jahrzehnt, ereignisreich für die gesamte Kunstentwicklung, zeichnend, grundlegend und wegweisend für den Tanz. Man muß schon in alten Jahrgängen der Berliner Zeitungen nachlesen, sonst würde man es nicht glauben, mit welcher sprüchdelnden Fülle von Unwissenheit, Annäherung und undurchdringlicher Dummheit das Phänomen Wigman bei seinem ersten Erscheinen empfangen wurde. Die Tanzkritiker, fast durchweg Musiker, merkten nichts, und das Publikum war nicht viel schärffinniger.

Inzwischen ist man immerhin ein Stück weitergekommen. In der Tanzentwicklung erfreulich weit. In der Erziehung des Publikums und seiner journalistischen Wortführer wenigstens äußerlich ein Stückchen: wo man nicht ehrlich mißfällt, kann man Entzückung zeigen.

Anlässlich der zehnten Wiederkehr des Tages, an dem die Wigman zum erstenmal in Berlin aufgetreten ist, hatte ein Komitee, dem Vertreter des preussischen Kultusministeriums, des Reichsministeriums des Innern, bekannte Künstler und Kunstschaffsteller angehörten, zu einem Empfang im Hotel Bristol eingeladen. Alles, was innerlich oder äußerlich mit dem neuen Tanz verbunden ist, war erschienen. Darunter eine weißhaarige stille Dame: Marys greise Mutter. Ministerialrat Haslände vom Kultusministerium hielt die Begrüßungsansprache. Dann sprach die Wigman. Klar, frei, kug und herzlich wie immer. Sprach von den Kämpfen und Leiden, die sie durchmachen mußte, bis sie ans Ziel gelangt war. Verschwieg nicht, daß man sie nach ihrem Berliner Debut als ein „hysterisches Monstrum“ bezeichnet hatte. Daß sie damals zweifelhaft geworden sei, ob sie nicht besser täte, die Kunst an den Nagel zu hängen. Danke ihren Mitarbeitern und Förderern und schloß mit einem Hoch auf die Zukunft der Tanzkunst.

Dem Empfang im Bristol war ein Tanzabend im Schauspielhaus vorangegangen. „Schwingende Landschaft“ hieß der Zyklus von sieben neuen Tänzen, den die Wigman vorführte. Die Stimmung eines Feiertagsmorgens erblühte aus den Rhythmen eines „Seraphischen Liedes“. Glockentöne, ferne Orgellänge. In langsamem Schreiten Anbeugung des Himmels, der Erde. Ein getanzter Choral. Das „Gesicht der Nacht“: Furcht, Angst, Schauer vor dem schwarzen Nichts. Versuch, es zu bewältigen, durch Bewehrung des Körpers, der Mutter Erde, durch Erstaunen, die an die Grenze des Irrsinnus führt. Schließlich Zusammenbruch. Nach dem düsteren Trauungsgespenst ein sonniges Motiv: „Pastorale“. Sie liegt auf der Wiege, lauscht den Vögeln, betrachtet eine Blume. Erhebt sich (in wundernollen leichten Schwüngen). Babel tanzend in der Luft. Folgt sich müde zusammen. Entschläft glücklich. Es folgte ein leichtgeschürzter „Festlicher Rhythmus“, in kurzen, scharfen, schmissigen Schwüngen und kraftvollen Spannungen energisch vorwärts und rückwärts führend. Reife, Fülle, Erfüllung und ein stolzes Blüten im „Sommerlichen Tanz“. Haltung und Bewegung in sich geschlossen. Selbst im leichten Spiel majestätisch, selbstbewußt. Zum Schluß des ersten Teils, in rotem Schleiergewand, ein hinreißender Wirbel: „Stürmlied“. Die drei „Zigeunerweisen“, die den kurzen zweiten Teil bildeten, Tänze von herrlichem Elan, in dumpf animalischer Wut, in prachtvoll sieghafter Lebensbejahung.

Sollen wir „Kritik“ üben? Etwas darauf hinweisen, daß die Ausdrucksmittel der Wigman sich mehr und mehr auf den Oberkörper, die Arm-, Hand- und Fingeraktion konzentrieren? Daß die berühmten Reibrhythmen und ähnliche technische Bravourleistungen kaum noch in Anwendung kommen? Es gibt einen Gipfel der künstlerischen Vollendung, der jede Kritik als unwürdige Körpergeißel erscheinen läßt. Erfreuen wir uns an dieser unerhörten Fülle tänzerischer Kraft, an der Tiefe und Reinheit der Phantasie, an der unergleichlichen Sicherheit künstlerischer Gestaltung. Geben wir uns freudig einem Genuß hin, um den uns spätere Generationen beneiden werden.

John Schikowski.

## Studio des Staatstheaters.

F. J. Bantoch: „Ein Held unserer Tage“.

Der Hauptmattador des Stüdes, ein Herr Krieger, ist der Held unserer Tage. Nach der Erkenntnis des Dichters gehört er zur Aristokratie der Heiratschwindler. Ihm wird die Sache insofern leicht gemacht, als seine legitime Gattin sich aus unerwiderter Liebe aufhängt und die künftige Gattin des Betrügers, die nebenbei ein hübsches Vermögen besitzt, aus angeborener Willensschwäche nicht allein schlafen kann. Doch dieser Schwindler ist ein fähiges Exemplar, ein fester, lebenswürdiger Kerl, eine erprobte Großschnauze, ein Schwerenöter, der sogar einen alten Afrkaner in seine Reize fängt. Der Heiratschwindler kauft Gehrock und Jagdber bei einer Wollweberin, doch er stößt die ganze Welt in die Luft. Sogar der verdiente Kolonialheld, der sich nach heute freut, in gesegneter Vergangenheit die für das Vaterland hingeschlachteten Regter gesehen zu haben, gibt dem Schwindler den Bruderkuß. Allerdings ist dieser Kolonialheld ein prächtiger Negersprecher. Jeder Schuß ein Schwarzer. Wird dem Mann belandens wech zumut, dann schleht er auf die Scheibe. Sein göttlichster Trost ist, daß er mit jedem Schrottschuß einen eingebildeten Nigger hopla gehen läßt. So kann man sich nicht wundern, daß dieser wertvolle Soldat kühl bleibt, als seine vom Schlag getroffene Gattin in die ewigen Gefilde eintritt.

Der Spätmacher Bantoch legt sein Stück zusammen, sondern eine Photomontage der Weltkugeln. Er kann ohne Zweifel amüsante Dialoge skizzieren. Für solche Stetichs reicht es durchaus. Für ein Stück, für eine Possé, oder gar für eine grundlegende Satire ist er noch zu schwach.

Am Staatstheater hatte Herr Bantoch hübschere Freunde gefunden. Vor allem Paul Bill, den Regisseur des Uts und den Träger der Hauptrolle. Bis als Heiratschwindler spricht Reinheit und Gemeinheit und Unartigkeit und Bluffsheit. Außerdem wirkt bei diesem Experiment nicht etwa die dritte Garnitur, sondern die beste Besetzung des Staatstheaters mit. Bei ihr hat sich das Sonntagsgewerbe Bantoch, das wir noch nicht erubeden, sondern nur aus weiter Ferne wütern konnten, sehr respektvoll und demütig zu bedanken.

Max Noehderl.

## Herbstkonzert des Berliner Uihmannchors.

Der Uihmann-Chor, der im Saalbau Friedrichshain konzertierte, hat seit etwa vier Monaten einen neuen Dirigenten, Josef Schmid. Man darf sich den Namen wohl merken. Der große, stattliche Chor ist heute auf einer Höhe, die er in den letzten Jahren nie erreicht hat. Der schöne, runde, weiche und reine Chortklang, das Spinnen des Tones, das Ausklingen der Phrasen, das dialogartige, ganz selbstverständliche gegenseitige Sichauswirken der Stimmen, die hochintelligente Textbehandlung und die musika-

lische und poetische Ausdeutung der Worte sind im einzelnen und als Ganzes auf höchster Höhe. Die Volkslieder erklingen mit aller reinen Liebe und Sinnigkeit, ein russisches auch mit edlem Kofakentemperament. Ein Schubert und das selten gelungene, tiefgreifende und wieder den ganzen Poeten umhüllende Uihmannsche „Nach dem Sturm auf Westerland-Eglt“, etwa ein Gegenstück zum „Unbekannten Soldaten“, waren hervorragende, silbvolle, aber von modernem Geist erfüllte Leistungen, denen dann zwei Uiser sich würdig angeschlossen: die schon bekannte „Bauernrevolution“ mit ihrer hinreichenden dramatischen Schlagkraft, eines der besten Tendenzlieder, und das ebenfalls bedeutsame, mehr ruhige, aber fastlich philosophische, unangeführte „Zur Erinnerung an 1914“. Für vier ausgefallene Sololieder derselben jungen, revolutionär-futuristischen Liedlichers las der begabte Schweizer Arthur Wolf aus Upton Sinclair's „Boston“ einige ergreifende und von der Zuhörerlichkeit begeistert aufgenommene Kapitel aus den letzten Tagen von Sacco und Vanzetti. Außerdem erfreute die bekannte Sopranistin Dora Busch wieder mit ihrer ersten, bedeutenden Kunst, die für den Liedgesang prädestiniert ist und ohne alle billigen Wächchen ihre Hörer mitreißt.

M. H.

## Konzert der „Berliner Liederfreunde“.

In der Singakademie veranstalteten die „Berliner Liederfreunde“ (Mitglied des VASB) unter Leitung ihres Dirigenten Alfred Göpel das erste Konzert dieses Winters. Das Programm, reichhaltig zusammengesetzt, zeigte das große Repertoire, über das der Chor verfügt. Göpel legt den Hauptakzent auf den Ausdruck und auf den Gegensatz von Forte und Piano. So entsteht in Uihmann's „Du ferne Land“ ein Lied der Sehnsucht. Zwischen zwei getragenen, dumpfen Partien steigern sich plötzlich die Stimmen zu starkem, dramatischem Ausdruck. Der Eindruck ist groß, ebenso bei der Stiebischen Vertonung von Dehmels „Erntelied“. Der Chor leistet hier Vorzügliches. Oscar Wappenschmitt ist der Solist des Abends. Er spielt unter anderem zwei kleine Stücke von Mozart, meisterhaft in Ausdruck und Technik.

## Ein neuer Volkshor.

Vor knapp einem Jahr entstand der Volkshor Noacht aus der Verschmelzung des Männerchors Noacht und des gemischten Chors Noacht. Jetzt gab dieser neue Volkshor in der Staatlichen Musikhochschule sein erstes öffentliches Konzert. Schon das Programm zeigte, daß der Chor und sein Leiter Richard Güttler sich hohe Ziele gesetzt haben. Ein beachtenswerter künstlerischer Geschmack hatte bei der Auswahl und bei der Zusammenstellung gewaltet. Unter den Vorträgen fand sich nicht eine einzige jener betamten, billigen Effekte: erstrebenden Gelangnummern. Besonders erfreulich ist es, daß der Chor auch der älteren Musik, vor allem den Volksliedern, in größerem Maße Beachtung schenkt. Ihre einfachen, eindrucksvollen Melodien sind für die Bildung des Musikgeschmacks der Sänger, aber auch der Zuhörer nicht zu unterschätzen. Man hörte eine ganze Anzahl dieser Lieder, in der Hauptsache aus dem 16. Jahrhundert. Sehr reizvoll waren auch zwei Volkslänze in der Bearbeitung des selber zu früh verstorbenen Walter Radenbauer, die der Männerchor zum Vortrag brachte. Der drastische Humor dieser beiden Weisen ist die Hörer zu jubelndem Beifall hin. Auch der Frauenchor allein trug recht wirkungsvoll einige Lieder vor. Aber es zeigte sich doch wieder deutlich, daß der gemischte Chor einen weit größeren Reichtum an künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten besitzt, als der Männer- oder Frauenchor allein, für die es natürlich auch eine ganze Reihe schöner Kompositionen gibt. Es ist deshalb besonders zu begrüßen, daß der Volkshor sich die Pflege aller drei Gesangsarten zur Aufgabe macht. Carola Jellenka ergänzt das Konzert durch eine Anzahl virtueller Violinvorträge.

## „Brülle China.“

Uraufführung im Schauspielhaus Frankfurt a. M.

Dieses Drama in neun Bildern von S. Tretjakow hat die politische Propagandakraft und Anschaulichkeit des Potentiffimus. Gefämpft wird gegen den englischen Imperialismus — für das unterdrückte, ausgebeutete China; gegen den Hochmut der weißen — für die Gleichberechtigung der gelben Rasse.

Stoff des Stüdes gibt ein Vorfall in der Stadt Wanjien, wo ein englischer Kanonenbootkommandant die Stadt bombardieren ließ, weil angeblich ein chinesischer Schiffer den Handelsvertreter einer amerikanischen Firma umbrachte. Die Bitten des chinesischen Gouverneurs, daß der schuldige Schiffer ungeschädigt sei und der Kapitän nicht zwei andere dafür zum Tode verurteilen könne, — bleiben erfolglos. Jede Geldentschädigung wird ausgeschlagen, der Gouverneur verhöhnt, wie er sich vor dem Kommandanten demütigt. Zwei Unschuldige werden gehängt, das Volk rebelliert und ermordet den Kapitän. Als Vergeltung wird die Stadt bombardiert; Frauen und Kinder getötet. Sterbend, umtergehend gelobt die Bevölkerung: einst werden die fremden Ausbeuter, Unterdrücker verjagt werden und China frei sein.

Tretjakow arbeitet mit großen Mitteln. Der Engländer ist nur Scherz, der Chineser nur Edelmut. Keine Ubführung, — doch sie ist gleichgültig vor der stärkeren Tatsache, daß wehrlose Völker von kapitalistisch-triegerischen Staaten ausgebeutet, unterdrückt, mißhandelt, gemordet werden. Die überpolitische Tendenz — der Kampf um Menschenrecht — gibt diesen Szenen die erschütternde Wirkungskraft.

Die Aufführung von außergewöhnlich sorgfältiger Durch-

arbeitung, halte lebendigen Atem und große Spannung.

Beifall bei offener Szene. Das Publikum fühlte sich solidarisch mit dem unterdrückten China. Ein beispielloser Erfolg.

Kurt Offenburg.

Der Verein Berliner Presse bemühte sich Sonntag auf einem Raumnittagskonzert im Hotel Kaiserhof, seinen Gästen ein gutes Programm zu bieten. Johannes Kriemann trug eine Kinder-geschichte Fred Hübenbrands vor, Lucie Mannheim sang ein paar kleine Schäger, Dollz Haas sang zwei Lieder. Rudolf Nelson las am Klavier. Franz Behar begleitete Richard Tauber und Käthe Dorch.

v. S. M.

Das Institut für Meereshunde veranstaltet vom 12. November ab regelmäßig Dienstags um 8 Uhr abends öffentliche Vorträge über Meereshunde und Seefahrt. Die erste Reihe wird eröffnet mit einem Vortrag von Dr. Käfer über Seefragen und Meereshunde. Im weiteren Folge wird u. a. Prof. Tolmatzkin über Fortschritte im Tintinfisch-berichten und Kapitän Villardus den Film über die Gildredersbille der Reichsmarine im letzten schweren Winter vortragen. Eintritt 0,50 M.

Die Photoausstellung im Lusthof des ehemaligen Kunigleidermuseums, Prinz-Albrecht-Str. 7, wird Sonntag, den 17., um 3 Uhr geschlossen. Die darin st. st. täglich (außer Montags) von 9-5 Uhr (Sonntags 9-4 Uhr) geöffnet.







# Bebels Wahlen zum Reichstag

## Nach Dokumenten des Leipziger Ratsarchivs - Von Arno Kapp-Leipzig

Im Kriegsjahre 1871 fanden die Wahlen zum Reichstag am 3. März statt unter — wie Bebel selbst sagt — „Blutengeläute und Kanonendonner“, da am gleichen Tage der Präliminarfriede in Versailles unterzeichnet wurde. Bebel hatte zwar im 17. sächsischen Wahlkreis mit 7344 Stimmen gegen Schulze-Delitzsch mit 4679 Stimmen gesiegt, war aber in Leipzig seinem Gegenkandidaten, dem Vizebürgermeister Dr. Stephani, unterlegen. Trotzdem war das Resultat, Bebel hatte 2576 und Stephani 7312 Stimmen erhalten, ein günstiges. Die Januarwahl des Jahres 1875 brachte Bebel abermals einen Stimmenzuwachs, trotzdem er auf der Festung Hubertusburg interniert war. Das Wahlkomitee der Leipziger Sozialdemokratischen Partei brachte folgenden Aufruf unter die Wähler:

### „Reichstagswahl!“

Es ist Tatsache, daß es in Leipzig Wähler genug gibt, die eine Wiederwahl des früheren Vertreters der Stadt im Reichstage, des Vizebürgermeisters Stephani, nicht wünschen, die keinen Vertreter wollen, der in Berlin zu allem Ja und Amen sagt, die einen Vertreter wollen, der nicht die Wünsche der Regierung, sondern nur das Wohl und Interesse des Volkes im Auge hat, der demgemäß auch den Mut hat, gegen alle völkfeindlichen Bestrebungen, gegen jede Beeinträchtigungen der Volksinteressen ein mannhaftes Veto einzulegen. Ein solcher Mann ist

**August Bebel, Drechsler in Leipzig, derzeit auf Hubertusburg.**

Die Januarwahl brachte von 12 933 gültigen Stimmen 3729 für unseren Bebel. Da Dr. Stephani bereits im März dieses Jahres sein Mandat niederlegte, fand am 11. Mai 1875 Nachwahl statt. Bebel stand mit Dr. Goldschmidt im Wahlkampf. Er erhielt 3976 Stimmen, sein Gegner 8204.

Am 11. Mai des Jahres 1878 hatte Hädel sein Mandat auf den Kaiser

ausgeführt. Das Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie war auf dem Wege. Der 30. Juli brachte die Wahlen zum Reichstage. Bebel kandidierte wieder in Dresden und Leipzig. Besteres hatte damals 26 807 Stimmberechtigte, die auf 40 Wahlbezirke verteilt waren. Aufgestellt als Kandidaten waren von der Bevölkerung Dr. Stephani, Karl Heine und August Bebel. Der Kampf der Bürgerlichen war scharf. Man fürchtete die Sozialdemokratie. Das geht mit aller Deutlichkeit aus einer Reihe von Stimmzetteln hervor, die für ungültig erklärt werden mußten und den Wählern beiliegen. Wir lesen auf diesen u. a.:

„Ich wähle Stephani, um Bebel zu befeitigen!“

„Herrgott, führe alles zum Besten, erleuchte den vorgenannten Herrn (Stephani) und vernichte die Sozialdemokratie!“

„Die schlechtesten Wespen sind es nicht, die an den Früchten nageln!“

Bebel hatte sich damals schon auch unter der Bürgerlichkeit Leipzigs eine Menge Freunde erworben. Ein großer Teil übte deshalb Stimmhaltung. Anstöß bei vielen Wählern hatte

### Die hohe Pension Stephanis

erweckt. So lesen wir auf einem für ungültig erklärten Wahlzettel (Nr. 161) in echtem Leipziger Idiom:

„Ich wähle den Vizebürgermeister Wilhelm Spleß in Leipzig, weil mich derselbe ebensogut meine Interessen wahren wird, wie der Vizebürgermeister a. D. Stephani in Leipzig. . . Ueberdies nimmt mein Mandatar, solange er arbeitsfähig ist, aus Scham keine Pension.“

Das Ergebnis war folgendes: Bebel 3822 Stimmen, Heine 2361 und Dr. Stephani, der sich in Berchtesgaden zur Kur aufhielt und dort das Resultat erwartete, 11 940 Stimmen. Stephani war also gewählt. Oberbürgermeister Dr. Tröndlin, der als Wahlleiter in Leipzig anwesend sein mußte, sandte dem Vizebürgermeister folgendes Telegramm:

„Nach Feststellung des Wahlergebnisses habe ich Sie heute als Vertreter des 12. Wahlkreises proklamiert. Ich bitte umgehende briefliche Erklärung wegen Annahme der Wahl

— weil auch verreisen möchte!“

Die nächste Reichstagswahl im 12. Wahlkreis fand am 27. Oktober des Jahres 1881 statt. (3.) Die Sozialdemokratie stand unter dem Ausnahmegesetz. Jede öffentliche Propaganda war ihr untersagt. Die Jurist vor der Partei zeitigte auch in dieser Wahl eine Reihe Blüten. Auf einem Flugblatt der Bürgerlichen für Stephani finden wir am Schluß folgende Notiz:

„Möchte am 27. Oktober der gesunde Sinn der Wählerkraft über die zeitweilige Verbannung Siegen und Leipzig vor der Schmach bewahren, einen Sozialdemokraten seinen Abgeordneten nennen zu müssen — Leipzig, der Sitz des Reichsgerichts!“

Ein demokratischer Wähler glossiert auf seinem Stimmzettel (Nr. 264) die Kandidaten in folgendem Poem:

„Stephani ist gut national, wohl — hier gefällt mir sein Bekenntnis, hätt' er für das, was sonst uns kommt, nur auch das richtige Verständnis!“

Richow mag ein Gelehrter sein, von Wirtschaftstagen nur indessen versteht der gute Mann so viel, als wie der Ochse vom Schädelmeßer.

Der Rothes, wär' der nur daheim geblieben — daß ich es nur sage —! Man wählt doch wohl den Reichstag nicht zur Lösung bloß der Beibrungsfrage?

Der Bebel, ja der wäre recht, der fürcht' sich nicht vor Hindernissen; der kennt des Volkes Not, allein — ich will vom Zukunftsstaat nichts wissen! . . .“

Und ein anderer Stimmzettel (Blatt 106 der Aktien) wird noch deutlicher in der Ablehnung der bürgerlichen Kandidaten. Er lautet:

„Stephani mag ich nicht, Rothes will ich nicht, Richow brauch' ich nicht, Bebel soll und darf ich nicht wählen, darum sage ich so viel: Euer ganzer Kram ist Sch. . .!“

Das Ergebnis der Wahl war folgendes:

Stephani . . . . .	8894 Stimmen
Bebel . . . . .	6482 Stimmen
Rothes . . . . .	4746 Stimmen
Richow . . . . .	1729 Stimmen

Die Stichwahl zwischen Bebel und Stephani wurde für den 10. November angefeht. Bebel war aus Leipzig ausgewiesen, sein Wohnort unbekannt. So stand's in der Uebersichtstabelle des Rates für die Stichwahl am 10. November 1881 verzeichnet. Die Ordnungsparteien hatten folgendes Flugblatt herausgebracht:

„Die unterzeichneten Komitees für die Reichstagswahl Leipzig betrachten es als eine unabwiesbare Pflicht, bei der bevorstehenden Stichwahl, alle Meinungsverschiedenheiten beiseite lassend, gemeinsam gegen die sozialdemokratischen Bestrebungen einzutreten. . .“

Die Wählerlisten bemerken auch das Original eines sozialdemokratischen Flugblattes auf. Als Herausgeber zeichnet die Redaktion „St. Zeit in Plauen“, als Drucker „Schwarze u. Co. in Chemnitz“. Das Flugblatt lautet:

### „An die Wähler der Stadt Leipzig!“

Donnerstag, den 10. November soll Ihr nochmals an die Wahlurne treten und entscheiden zwischen dem seiner politischen Ueberzeugung halber aus Leipzig vertriebenen hochachtbaren deutschen Volksmann, Drechslermeister August Bebel-Leipzig und dem vom Schweiße der Bürger und Arbeiter lebenden pensionierten Bürgermeister Dr. Stephani. Wähler! Leute, die Euch sonst nicht kennen, kommen und betteln um Eure Stimme für Stephani, für denselben Mann, der mit dafür gestimmt hat, daß jeder Ehrenmann seiner Ueberzeugung halber ohne Richterspruch durch polizeiliches Nachtgebot von Weib und Kind vertrieben werden kann, der überall mit dabei war, wenn es galt, die künftigen Rechte des Volkes nach mehr zu beschneiden, der für die Lasten, welche Euch allen auferlegt sind, und welche Ihr zu tragen kaum noch imstande seid, mit verantwortlich ist. Wähler! Dießen Beuten, die Euch bloß als unwissendes Stimmvieh betrachten, zeigt die Tür!

Zeigt, daß Ihr zu unterscheiden versteht zwischen Volksvertretern und Volksoerrätern, zwischen dem mit den Rechten des Volkes schachernden Dr. Stephani und dem kühnen Kämpfer für Volkswahlbarkeit und Volkstfreiheit, dem Drechslermeister August Bebel-Leipzig.

Für diesen Mann einzutreten, der seit vielen Jahren Euch allen durch sein mannhaftes Eintreten für die Rechte des Volkes wohl bekannt ist, sei Eure höchste Aufgabe. Laßt Euch nicht einschüchtern noch abhalten, sondern wählt alle mit uns am Tage der Wahl, Donnerstag, den 10. November, den Drechslermeister August Bebel-Leipzig. Der Sieg der Wahrheit und des Rechts muß unter werden!

Wir empfangen (oben folgende) Zuschrift:

„Ich erkläre hiermit, daß die Gerüchte, wonach ich erklärt hätte, die Wahl für Leipzig nicht anzunehmen, erlogen sind. Ich nehme die Wahl an! August Bebel.“

Unterzeichnet war dieses Flugblatt mit den Worten: „Viele Wähler aus dem Bürger- und Handwerkerstande Leipzigs“.

Die Gehässigkeit des Bürgertums gegen die Sozialdemokratie während der Stichwahl tritt klar in Erscheinung aus den Aufzeichnungen einer Reihe von Stimmzetteln, die den Wählern als unglücklich beigelegt worden sind. Wir lesen auf ihnen u. a. „Nieber mit Bebel!“ und: „Den roten Sozialisten wollen wir heut' ausmisten!“ Trotz alledem erhielt der bürgerliche Kandidat von 21 684 gültigen Stimmen nur 11 863. Bebel war zwar mit 9821 Stimmen unterlegen, aber die Sozialdemokratische Partei Leipzigs hatte einen gewaltigen Stimmenzuwachs erhalten. Und das, trotzdem August Bebel ausgewiesen war und die Partei unter den Schikanen der Polizei infolge des Sozialistengesetzes zu leiden hatte!

# Besuch im Tonbergwerk

## Die Industrie der Stadt Klingenberg

Auf von frühlichen Bannerscharen tiefbegangenen Wege im fränkischen Raingau liegt das mittelalterliche Städtchen Klingenberg. An die spalterbedeckten Hänge des Hochbergs und des Schanzbergs türmen sich altfränkische, über Eck stehende Häuser — hier ein Renaissancegebäude, dort eine Holzschmiede, ein altes Tor, ein Rathhaus, ein Fachbauwerk mit Erker. Und auf halber Höhe haftet der Blick an einer Burgruine, dem einstigen Sitz der Dynasten von

Klingenberg, die gelegentlich — wie ihre Adelsgenossen der Gegend — auch dem Raubritterhandwerk oblagen. Klingenberg ist in der ganzen Welt bekannt wegen der vorzüglichen Qualität des dort gewonnenen Tons. In einer Mulde des Rainfandsteins, etwa zwei Kilometer vom Städtchen entfernt, liegt das Tonortkommen, das fast die einzige Einnahmequelle der Stadt bildet, aus der die Gemeinde fast sämtliche Unternehmungen finanziert, zugleich Beschäftigungsort der meisten Klingenger Einwohner. Die feine, keinen größeren Gehalt an abschlämmbarem Sand führende Tonart soll von einem Töpfer der 11. römischen Legion aus ihren Wert erkannt und zu Töpferarbeiten verwendet worden sein. Nach dem Jurisdiktionalbuch von 1567 hatte die Stadt eine „Leitengrube“, aber keinen Bergbau. Erst später verließ man die Gewinnung aus offener Grube (Tagbau) und nahm bergmännischen Stollenbau auf, bis 1855 zumeist in Pacht, worauf die Stadterwaltung dem Raubbau der Pächter durch Uebernahme des Werks in eigene Regie ein Ende bereite.



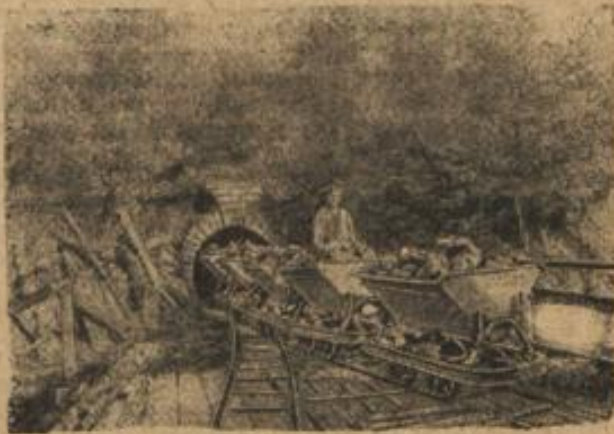
Inneres einer Schachthütte

Das Tonbergwerk, das als staubfreie Grube von den Häusern mit offener Leuchtensampe befahren werden kann, ist ein sogenanntes „bewegliches“ Werk. Unmerklich aber stetig senken sich die Rollen der geschmeidigen Edelerde nach unten im Maßstab des Abbaues, so daß die Holzversprekungen, sofern sie nicht knien, sich millimeterweise dem nachdrängenden Ton einrücken. Die Beweglichkeit der Grube ist auch daran schuld, daß an Rollwagenbetrieb nicht zu denken ist. Lediglich im horizontalstollen, durch den „eingefahren“ wird, finden Schubkarren Verwendung. Der Häuer (Bergmann), der von draußen seinen Eimer Wasser mitnimmt, sträbt an der Gesteinsgrenze vorbei durch den Schacht nach den Leitergängen, die er abwärts klettert, bis er von einer der Bühnen aus seinen jeweiligen Standort mühelos erreicht. Ist auch der Lantiefbau mit weniger Gefahren verbunden als die Arbeit des Rumpells in der Kohlengrube, so ist trotzdem die Gewinnung des wertvollen Materials mit Mühe und Beschwer verknüpft. Ein Stück, das stärkere Lamplichten für Wasser undurchlässig sind! Der Tagesdurchschnitt des Häuers ist gegenwärtig 500 Schollen, von denen jede ein Gewicht von 10 Rlo hat. Er taucht zu diesem Zweck die Hade in das mitgebrachte Wasser, und als erfahrener Tonbergmann hat er sein Schollengewicht fast unfehlbar getroffen. Aus vier Schächten wird der Ton nach oben gefördert, wo Arbeiter ihn nach drei verschiedenen Verarbeitungsarten fortieren. Früher

kannte man nur zweierlei Güte, als noch der Ton in die privaten Glashütten im Speßart, nach London, an den Niederrhein und nach Holland ging. Diese beiden Sorten wurden kurzweg „Glaserde“ und „Hasenerde“ genannt. Die Förderhöhe liegt etwa 55 Meter unter der Erde. Eine unlängst angelegte Bohrung ergab an benachbarter Stelle bei 9 Meter Tiefe ein Tonortkommen, das erst bei 60 Meter aufhörte.

Der Klingenger Ton ist an Bindbarkeit und Bindfähigkeit allen bekannten Tönen überlegen. Er läßt sich inerten wie Wachs und verbindet und kittet selbst die ungleichartigsten Bestandteile. Daher kommt seine Hauptaufgabe namentlich bei der Graffit-Schmelztiegelherstellung zur Geltung, wo er die spröden Graffittteile einhüllen muß, um sie vor Verbrennung zu schützen, und sie fest verkiten muß, um dem Tiegel einen festen Halt selbst bei stärksten Temperaturschwankungen zu geben. Man kann einen glühenden Tiegel ins kalte Wasser werfen, ohne daß er Schaden leidet. Sorgfältige Versuche ergaben, daß ein Tiegel aus Klingenger Ton 90mal zu Schmelzungen benutzt wurde, bis seine Wände so dünn waren wie ein stärkeres Schreibpapier. Die Amerikaner nennen den Klingenger Ton wegen seiner Güte „crown brand clay“, d. h. Kronen-Brand-Ton. Wegen seiner vorzüglichen Bindkraft wird der Ton auch zur Bindung von Schmirgel in den bekannten Schleifschleiben, ferner bei der Produktion von Meißelsteinen, zu Porzellankapseln, Zinnkapseln usw., und auf anderen Gebieten verwendet.

An Bergtagen entrollt sich um die Mittagszeit ein eigenartiges Bild. Vor die Häuser Klingenger werden die Eisenkästen gestellt, um mit Pferdewagen hinaufgeschafft zu werden zu den im Bergwerk arbeitenden Häuern. Kasserolen kennt man hier nicht. Es sind langgestreckte, dunkle Kästen, die die Frau des Arbeiters vor die Tür stellt. Sie sind aus . . . Töpferwaren gefertigt. Mit der Tonindustrie steht und fällt die Existenz dieses Städtchens, das einst von seinem Weinexport lebte. Der Binger ist Proletarier geworden: er arbeitet im Bergwerk um



Ausfahrt durch den Stollen

Hocherlösn. Seiner Feiertabend umgibt das Mittelalter, das Gesicht seiner Vaterstadt; seinen Weltkrieg dagegen die neue Zeit, das Gesicht der Industrie.

Der Ton stellt Verfestigungsprodukte feinspathhaltiger oder glimmerreicher Gesteine dar und besteht aus kieselsaurer Tonerde. Die veredlungs Färbung hängt mit der Verunreinigung durch Kalk, Magnesia, Eisen- und Manganoxydhydrat, Quarzsand usw. zusammen. Man unterscheidet Kaolin, Porzellanerde, (Bildhauer-, Modellier-) Ton, Lehm, Zeh, Kalkerde, Mergel. Der weißliche Töpferthon, der fast unerschmelzbar ist, wird für Pfeifen, Steinzeug, Fayence und feuerfeste Tonwaren verwendet. Der in der Hitze der glühende Töpferthon dient zur Anfertigung von Topfwaren, Backsteinen, zum Modellieren usw. Cawe.



# Pietro Nenni



(3. Fortsetzung.)

Veneto wurde aber doch mit seinen Studien fertig und machte sein Examen als Volksschullehrer. Er verlor sogar den aufgezogenen Beruf auszuüben, aber in einer Schulkasse konnte er nicht atmen. Er brauchte Raum, Ausblick auf neue Fernen. So ließ er Schule und Lehrstuhl und ging in die Schweiz, wo er die Vorlesungen von Alfredo Pareto an der Universität Lausanne hörte. Er war dort Maurer, Propagandist, Journalist. Als er zum Militärdienst eingezogen wurde, stellte er sich nicht.

In Lausanne hat es sich bei einer Versammlung zugetragen, daß Mussolini in einer Erwiderung an einen protestantischen Geistlichen dem allmächtigen Gott der Gläubigen zurief, er möge einen Beweis seines Daseins geben. Vor dem sprachlos erstarrten Publikum zog er seine Uhr heraus.

„Sie sagen, Herr Pastor, daß Gott allgegenwärtig und allmächtig ist. Ich gebe ihm fünf Minuten Zeit, mich niederzutreten.“



Mussolinis Vater.

Er wartete, bis die fünf Minuten vorbei waren und sagte dann: „Sie sind ein Betrüger, Herr Pastor, es gibt keinen Gott.“

Von Lausanne aus machte sich Mussolini zu Fuß auf die Reise nach Paris. Er hat unter den Brüdern der Seine geschlafen, ist an den Stätten der Revolution herumgeschweift und hat wohl bei jedem Schritt den Schatten Marats im Blick gesehen, den er vor allen liebte. Eines Nachts wurde er verhaftet und in einem Ksp für Obdachlose untergebracht. Dann ging er zurück nach der Schweiz.

Aber jetzt hatte er Heimweh. Er kehrte nach Italien zurück, blieb kurze Zeit zu Hause und stellte sich dann zum Militärdienst. Seine Wanderungen waren jedoch noch nicht zu Ende. Wir finden ihn nachher als Redakteur des Parteiblattes von Trient, das Cesare Battisti leitete, der während des Krieges als italienischer Freiwilliger den Desterreichern in die Hände fiel und im Schlosshof von Trient gehängt wurde. Vielleicht hat unter seinem Einfluß Mussolinis Antipatetismus und Heroismus den ersten Stoß erfahren. Er selbst hat es so dargestellt.

Immerhin erscheint er in Forst unverändert, nachdem ihn die österreichische Polizei aus Trient ausgewiesen hat. Sein erweiterter Horizont, seine größeren Kenntnisse, neue Beziehungen, Vertrautheit mit der französischen und deutschen Sprache scheinen seine revolutionäre Entschlossenheit verstärkt zu haben. Das von ihm gegründete Wochenblatt „Der Klassenkampf“ ruft allwöchentlich zum Aufstand auf. Er mag vor Studenten, vor Arbeitern oder Bauern sprechen, immer ist es derselbe Refrain: Revolution, Revolution!

Wenn die Anarchisten von New York Bomben gegen eine Bank schleudern, so verteidigt Mussolini ihre Tat: „Eine Bombe ist mehr wert als hundert Reden.“ Ohne ein Republikaner im traditionellen Sinne zu sein, haßt er die Monarchie im allgemeinen und die Dynastie im besonderen. Als ich eines Tages verhaftet wurde, um wegen Majestätsbeleidigung angeklagt zu werden, weil ich bei Gelegenheit des Attentats von D'Alba erklärt hatte, wir würden um den Tod des Königs keine Träne vergossen haben, brachte Mussolini die ganze Stadt in Aufruhr. Er hielt eine Hehrede gegen die Monarchie.

„Laßt doch den Bürger Savoyen unter einer Revolverkugel fallen, das ist uns völlig gleichgültig. Es wäre sogar Gerechtigkeit.“

Schon damals sah Mussolini den politischen Kampf als eine revolutionäre Gymnastik auf und als eine Machfrage. Er verstand es, die Menschen hinzureißen. Sich den Weg erobern, war seine strategische Regel.

An dem Tage, wo die Nachricht von der Hinrichtung Ferrers in Spanien nach Italien kam, durchzuckten Entrüstung und Zorn die antiklerikale Bewegung des ganzen Landes. In Forst brachten die von Mussolini geführten Demonstrationen eine Säule auf dem Marktplatz zu Fall, die ein Bild der Mutter Gottes trug.

Der künftige Diktator von Italien führte damals ein außerordentlich einfaches und ärmliches Leben. Er aß sich nicht jeden Tag satt und wies trotzdem eine ihm angebotene Gehaltserhöhung zurück, weil er „nicht mehr verdienen wollte als ein Arbeiter“. Man hielt ihn für ein wenig verrückt. Er war scheu und einsam und liebte es, allein auf dem Lande herumzustreifen. In der Parteibewegung trat er als Gegner des Reformismus und des Parlamentarismus auf. Auch verbar er es nicht, daß er sehr wenig Bekannten auf die Gewerkschaften und Genossenschaften sah, in denen seiner Ansicht nach die revolutionären Instinkte von den Interessen der Individuen oder der Gruppen verdrängt wurden.

Alles in allem galt er in seiner Partei als Eingänger und Individualist. Durch den Prozeß von Forst und dann durch den Parteitag von Reggio Emilia wurde er bekannt. Die revolutionäre Richtung hatte jedoch die Mehrheit in der Partei erlangt. Es schloß

sich ihm an Führern und Mussolini wurde zum Chefredakteur des „Avanti“ berufen. Binnen kurzem eroberte er Mailand und dann die Partei.

## 5. Die „Rote Woche“ und der Krieg.

Am April 1914 hielt die sozialistische Partei ihren Parteitag in Ancona ab. Die Stadt war nicht sozialistisch. Die Republikaner waren in der Mehrheit und die Anarchisten spielten eine bedeutende Rolle, besonders unter den Hafenarbeitern.

Es war nur wenige Monate vor dem Krieg, dessen Vorzeichen niemand zu deuten vermochte. Unter den Linksparteien bestand ein Art Waffenstillstand. Der Kampf gegen den Militarismus stand im Vordergrund. Ich leitete damals in Ancona eine republikanische Wochenzeitung, den „Lucifero“, dessen Gründung in die Zeit des Risorgimento zurückreichte. Malatesta, der große anarchistische Revolutionär, hatte sich, aus dem Zustand zurückgekehrt, in Ancona niedergelassen. Schon seine bloße Anwesenheit hatte revolutionäre Bedeutung. Der kleine alte Mann, den die Post der Jahre schon gebeugt hatte, war das Urbild des Rebellen und Verschwörers. In seiner Jugend hatte er bei den Aufständen Baurinis und Castros eine wichtige Rolle gespielt. Er hatte auch an jener Verschwörung von Benevent teilgenommen, die in der Geschichte der italienischen Landarbeiter eine der ersten sozialen Bewegungen darstellt. Er war ein kleiner, schmalhultriger Mann, mit kurzem grauen Bart und außerordentlich lebhaften Augen. Malatesta verstand es, zu den Arbeitern zu sprechen, nicht als Künstler der Rede, nicht als Politiker, nur ganz einfach, wie ein Vater zu seinen Kindern spricht, mit schlichter, bezwingender Logik. Und der beständige Refrain seiner Reden waren die Worte: „Ihr werdet immer Sklaven sein, wenn ihr euch nicht zum Aufstand entschließt.“

Es lag etwas in der Luft, das das Nahen entscheidender Zeiten ahnen ließ. Kein Monat verging ohne irgendeinen Zusammenstoß, oft mit tragischen Folgen, zwischen dem Proletariat und der Polizei. In allen Parteien kamen die extremen Richtungen zur Geltung.

Der Kolonialkrieg in Tripolitaniens, der viel länger dauerte, als man vorausgesehen hatte, die wirtschaftliche Krise, die gewerkschaftlichen Kämpfe, das Erwachen der ländlichen Schichten, all dies bewegte das Land, wie elektrische Ströme einen Körper.

Neues Blut floß den Adern der Parteien und Organisationen zu. Die Veteranen der ersten Kämpfe wurden durch junge Leute

ersetzt. Von den Unversöhnlichen bis zu den Besessenen sprang man überall eine Wiedergeburt des revolutionären Geistes. Der Glottismus auf der einen, der parlamentarische Reformismus auf der anderen Seite waren süßlich gemorden. Man hatte genug von Kompromissen, genug von den Korridorintrigen, man wollte den Kampf.

Berschiedene Umstände hatten zur Schaffung dieser Stimmung beigetragen; die Haltung des „Avanti“ unter Mussolini hat zweifellos wesentlichen Einfluß ausgeübt.

Raum war dieser moderne Barbar in Mailand eingebrochen, so hatte er sich daran gemacht, seinen Traum zu verwirklichen: er wollte die Straße erobern, die bis jetzt den Syndikalisten und Anarchisten gehörte. Jetzt wurde ihm sein Eingängertum zur Stärke. Auf der Seite seiner nächsten Umgebung hatte er weder Beziehungen noch Freundschaft. Zwischen ihm und der offiziellen Welt, der Welt der Bourgeoisie, lag ein Abgrund. Er konnte keinerlei gesellschaftliche oder persönliche Rücksichtnahme, ebensowenig wie er gefühlsmäßige Hemmungen kannte. Er liebte das Volk nicht. Er gehörte zu ihm, was durchaus nicht dasselbe sagen will. Zu den Arbeitern, mit denen er sprach, sah er keine Brüder, sondern eine Macht, ein Mittel, dessen er sich bemächtigen wollte, das er sich dienstbar machen wollte, um die Welt umzukehren. Wenn er vor einem jener Restaurants oder Buzuhotels vorbeiging, die durch ihr Licht und ihre Pracht blenden, so verzerrte sich sein Gesicht. Er hatte ein Grauen vor Bettlern, die waren ihm gleichsam das Symbol der Ergebung. Obwohl er einen gewissen mystischen Fonds hatte, vielleicht von der Mutter her, so war er in leidenschaftlicher Weise antireligiös, weil er in der Religion das Opium der Völker sah.

So sehen wir ihn an die Eroberung Mailands gehen, nachdem er sein heimatliches Dorf verlassen hat. Aber die Hauptstadt der Lombardie hatte ihre Höhenbilder und es war nicht leicht, sie zu erklimmen.

Filippo Turati, den zur Flucht in die Verbannung gezwungen zu haben eine Schande der Diktatur ist, war der allgemein geliebte und geachtete Führer der gemäßigten und legalitären Richtung des Sozialismus. Im Parlament wie im ganzen Lande genoss er ein ungeheures Prestige. Die sozialistische Partei, zu deren Begründern er gehörte, vergaß es ihm nicht, daß er in den Tagen der Reaktion, 1894 und 1895, tapfer standgehalten hatte. Weder das Kriegsgericht noch das Gefängnis hatten seinen Mut gebrochen. Aber die Demokratisierung des Staates und das aufgezogene Wahlrecht hatten ihn zu der Ueberzeugung gebracht, daß sich nunmehr der Kampf im Rahmen der Gesetzlichkeit abspielen müsse. Die von ihm geleitete „Critica sociale“, die von 1890 bis 1900 der Vertiefung der marxistischen Studien gedient hatte, wurde nunmehr zum Organ der Rechten unserer Partei. Trotz ihrer Entwicklung nach links, bewahrte die Partei ihrem einstigen Führer die größte Achtung. Obwohl die proletarischen Massen nicht reformistisch waren, empfanden sie es doch deutlich, daß sie allzeit auf Turatis Rat und seiner Mitarbeiter zählen konnten, auf Anna Kulischoff, die bis zum Tode tapfer und tröstend dem Führer zur Seite stand, und auf Claudio Treves.

Als ein Tribun des Syndikalismus hatte damals Filippo Corridoni viel Anhang, ein junger Mensch voll revolutionären Feuers. Er verstand es, zum Herzen der Massen zu sprechen. Er stürzte sich von einem Kampf in den anderen, ohne Ermüdung zu kennen, der Tuberkulose spottend, die ihn verzehrte. Die Reaktion hatte ihn besonders aufs Korn genommen; er hatte nur Spott für ihre Verfolgungen und das entrückte Lächeln seines Glaubens an die nicht bezweifelnde Revolution.

Mussolini erlebte nunmehr ein rapides Umschlagen seines Einflusses. Freilich hatte die von ihm als Gegenpart der reformistischen „Critica sociale“ gegründete Zeitschrift „Utopia“ keinen tieferen Nachhall im geistigen Leben der Partei, aber aus dem „Avanti“ machte er ein ganz revolutionäres Blatt. Bei Massenemonstrationen übernahm er die Führung, seiner taktischen Regel folgend, daß man vor allem die Straße erobern muß.

(Fortsetzung folgt.)

# WAS DER TAG BRINGT.

## Marconi, Volpi und noch einer...

In der Wiener „Arbeiter-Zeitung“ lesen wir folgende nette Geschichte:

Der Senator Marconi geht in die Bank, um einen Scheck einzulassen. Man kennt ihn nicht und bittet ihn, sich auszuweisen. Da er keine Papiere hat, führt er vor den Augen der erstaunten Bankbeamten mit einer improvisierten Antenne ein Radiomünzstück aus. „Das genügt vollkommen, um Sie zu identifizieren“, sagt der Herr am Schalter und zahlt. Kommt der Finanzminister, auch ohne Papiere. Der Beamte bemerkt schlichtern, er könne den Scheck nicht bezahlen. Seine Erzeßung Marconi hätte sich durch seine besondere Geschäftlichkeit ausgewiesen. „Denn's weiter nichts ist“, sagt Erzeßung Volpi, „sehen Sie einmal nach, ob Sie Ihr Portefeuille noch haben.“ Der Beamte sucht, das Portefeuille ist weg, aber der Finanzminister ist identifiziert und bekommt sein Geld. Endlich kommt der Unterrichtsminister, auch er ohne Papiere und mit einem Scheck. Der Beamte macht ihm klar, daß er die Unterschrift nicht kennt, und berichtet, daß sowohl Marconi als Volpi in durchaus überzeugender Weise ihre Identifizierung ermöglicht hätten. Vielleicht könnte auch der Herr Unterrichtsminister? „Ich kann aber gar nichts“, sagt dieser. „Ach danke, Erzeßung, das genügt vollkommen“, bemerkt der Beamte und bezahlt...

## Galgotzy tot.

90 Jahre alt ist der Habsburgergeneral Galgoczy gestorben. Er hat einmal als der aussichtsreichste Armeeführer in dem stets befürchteten Krieg mit Rußland gekämpft und war deshalb lange Korpskommandant in Prag, der großen Festung in Mittelsgalizien. Er war ein Original, feigrob — aber nicht gegen die armen Teufel von Sarbaten, desto mehr gegen die Offiziere. Einmal hatte er einen Erzherzog in der Division. Als Galgoczy eine seiner gefürchteten Kritiken abließ, küßte der Erzherzog seinem Nachbar etwas zu; der General richtet sich im Sattel auf und ruft: „Meine Herren, wenn ich Besprechung führe, halten alle anderen — keine Besprechung!“

Vorher kommandierte Galgoczy in Bosnien. Man trug ihm auf, eine Brücke zu bauen, schickte ihm Geld dafür — und hörte trotz aller Maßregeln nichts mehr, nur daß die Brücke stand. Schließlich gelangt es dem Kriegsministerium, von Galgoczy eine Abrechnung zu erlangen. Die lautete:

Für einen Brückenbau erhalten 50 000 fl.  
Für einen Brückenbau ausgegeben 50 000 „  
Der's nicht glaubt, ist ein Esel. Galgoczy, G.M.

Autentbrannt ließ der Generalintendant zum Kaiser. Franz Josef las und sprach: „Der Galgoczy schreibt, wer's nicht glaubt, ist ein Esel. Ich glaub's — Sie nicht?“

Auf sein Keuheres hielt der Hausdogen wenig. Als er zum Generalmajor befördert wurde, telegraphierte er ans Uniformierungsbureau: „Sendet Uniform für mittelgroßen General.“

Natürlich hatte er viele Gegner, dazu kam auch die Altersgrenze. Ihm nahezuweisen, daß er in Pension gehen müsse, traute sich keiner, bis ein älterer Erzherzog diese Mission übernahm. Er hing von der Jugendzeit zu schwärmen an, kam langsam aufs Aelterwerden und sagte schließlich: „Na, sehen's, lieber Galgoczy, sogar wir zwei, wir werden schon alt...“

„Und bald“, fügte der General hinzu, der kaum hingehört hatte. Die Mission war gescheitert und Galgoczy blieb noch ein paar Jahre rübe.

## Der Staatsanwalt und der Tote.

Bei der Handlung ein Wiener Gericht. Angeklagt sind die Portierleute Wilhelm und Antonie I. Sie hatten das Traitor nicht genügend gereinigt, eine Frau war ausgeglitten und hatte sich leichte Verletzungen zugezogen. Anwesend ist nur die Antonie. Der Mann war durch Tod am Erscheinen verhindert. Der Richter spricht die Frau von der Anklage frei, da sie damals nicht zu Hause gewesen zu sein behauptet und spricht den Mann frei, weil er für die irdische Gerechtigkeit nicht zu erreichen ist. Der Staatsanwalt scheint aber mit dem Jenseits einen Vertrag geschlossen zu haben: er glaubt, auch den Toten belangen zu können; er legt gegen den Freispruch des Mannes Einspruch ein und — kündigt Berufung an!

## Jeder zehnte Deutsche Krankenkassenmitglied.

Nach einer auf den Angaben von 166 Ortskrankenkassen beruhenden Uebersicht betrug die Mitgliederzahl am 1. Oktober 1929 5 793 091 Personen. Davon sind 3 108 082 männlichen und 2 685 009 weiblichen Geschlechts. Der Prozentsatz der Arbeitsunfähigen zur Mitgliederzahl war zusammen an diesem Zeitpunkt 3,79, und zwar 3,75 bei den männlichen und 3,83 bei den weiblichen Mitgliedern.

## Wie man Eisenbahnen wäscht.

Amerikanische Eisenbahngesellschaften wuschen die Wagen mit Hilfe maschineller Einrichtungen. Eine Maschine besteht aus drei zylindrischen, vertikalen Bürsten, die sich in der Sekunde 30mal drehen und mit Hilfe von Federn und neigbarer Rahmen an die Wagen gepreßt werden. Die andere Maschine enthält in einem Gestell neun flache Bürsten, die hin- und herbewegt werden, während zugleich aus einem Behälter verdünnte Oxalsäurelösung zuströmt. Der Wagenunterteil wird durch einen Sodalaugung mitführenden Dampfstrahl gepulvt. So können fünf Wagen in acht Stunden 100 Wagen reinigen, während früher 11 Mann nur einen Wagen in der Stunde erledigten.







# Die Gasse!

## Ein Wort zur Kennzeichnung der kommunistischen Presse.

Es ist lange her, daß die Sauche durch die Straßen der Reichshauptstadt floß. Die moderne Kanalisation hat diese unerfreuliche Erscheinung beseitigt. Dafür ergießt sich heute eine andere trübe Schlammflut über Berlin, auf dem Wege über die Presse! Hier ist allerdings notwendig, sofort eine Einschränkung zu machen. Der größte Teil der Berliner Zeitungen, ob nun politisch oder unter dem neutralen Signum „unpolitisch“, hält sich wenigstens in den Grenzen journalistischen Anstandes. Diese Blätter verteidigen und propagieren mehr oder weniger offen die politischen und wirtschaftlichen Forderungen der hinter ihnen stehenden Parteien und Gruppen. Die sozialdemokratische Presse muß sich mit ihnen sachlich auseinandersetzen, steht mit ihnen im harten Kampf. Soweit es sich namentlich um die erzehrerische Presse handelt, wird man oft an das Wort Laaffalles denken:

„Das sind diese modernen Landsknechte von der Feder, das geistige Proletariat, das stehende Heer der Zeitungsschreiber, das öffentliche Meinung macht und dem Volke tiefere Wunden geschlagen hat, als das stehende Heer der Soldaten; denn dieses hält doch nur durch äußere Gewalt das Volk zu Boden, jenes bringt ihm die innere Fäulnis, vergiftet ihm Blut und Säfte!“

Das jagte Laaffalle im Jahre 1863. Ein hartes aber treffendes Urteil! Er fällt es im Namen der deutschen Arbeiterschaft, die er zur selbständigen politischen Partei sammelte und die sich so machtvoll entwickeln sollte. Aber er ahnte nichts von der kommunistischen Presse des Jahres 1929, die ebenfalls vorgibt im Namen der Arbeiterschaft zu sprechen.

Was damals Laaffalle von der Zeitungspresse sprach, die den Volksgestirb verdirbt und bis in seine Tiefen zugrunde richtet, von den Zeitungsschreibern, die dem Volke tagtäglich ihre stupide Unwissenheit, ihre Gewissenlosigkeit, ihren Eunuuchenhaß einhauchen, dem Volke, das gläubig und vertrottelt nach diesem Giste greift, alles das — ein Blick in die „Rote Fahne“ und „Die Welt am Abend“ genügt — trifft heute in erhöhtem Maße auf die kommunistische Presse zu.

Alles, was sich heute eine gewisse Boulevardpresse an Geschmacklosigkeit und Sensationalität leistet, wird bei weitem übertroffen von der Gewissenlosigkeit, der Verantwortungslosigkeit, von einer nur noch pathologisch zu wertenden Verleumdungslust der kommunistischen Presse, die sich nur und ausschließlich gegen die Sozialdemokratie richtet und die einem blinden „Eunuuchenhaß“ entspringt. Aber vielleicht gehen wir mit dieser letzten, durch Laaffalles Wort gekennzeichneten Motivierung schon zu weit. Haß, auch derjenige der Eunuuchen, braucht nicht immer einer unedlen Quelle zu entspringen. Aber man lese einmal — soweit man es ohne Uebelwerden fertig bringt — aufmerksam die „Rote Fahne“. Was sich da in einer einzigen Nummer häuft an Schimpfwörtern und Gemeinheiten wie „sozialfaschistisches Gesindel, Massenmörder, Lumpen, Verbrecher, Kettenhunde des Kapitals“, an zotigen Redewendungen, an unbedachten Behauptungen und Verleumdungen bis zur verstickten und offenen Aufhebung zu Gewalttaten gegen einzelne Vertreter der Sozialdemokratie, das ist keine Berranztheit, keine Verblendung mehr, kein abgrundtiefer Haß, das ist die Kaltblütigkeit satter Soldatenschreiber von Rostau, denen man anmerkt, daß sie ohne innere Anteilnahme ihre „stupide Unwissenheit“ mit förmlich gefuchsten und ausgeklügelten Schimpfwörtern überdecken. Gemäß die politische Kampfarene ist kein höheres Töchterpensonal, aber die jungen Leute der kommunistischen Redaktionen, die von dem historischen Werden und von den Kampfbedingungen der deutschen Arbeiterklasse offenbar nicht die blasseste Ahnung haben und ebensowenig die Eigentümlichkeiten des Reichshauptstädtlers kennen, suchen Berliner Volkstümlichkeit, fanden aber nur den Ton der Kaschewere.

In uppiger Entfaltung zeigen sich die Saumpflüchten des kommunistischen „Journalismus“ gerade in diesen Wochen. Zwei Dinge sind es, die die Pseudomargrifen in den kommunistischen Redaktionen zu höchstem Eifer anspornen, tagtäglich ihren Irrat fast ausschließlich

über die Sozialdemokratische Partei zu entleeren: der Wahlkampf und die sehr betrübliche Sklarek-Affäre. Ein gesundes Pressen für gewissen- und verantwortungslose Zeitungsschreiber! Dabei verschlägt es den kommunistischen Redakteuren absolut nichts, daß die Exponenten der SPD, im „Roten Hause“, die Stadträte Gabel und Degener, solange klassenbewußte Bieder- und Ehrenmänner waren, bis sie, von einem bösen Schicksal ereilt, als Freunde der Betrüger entlarvt wurden. Vor einem solchen Pech kann sich schließlich keine Partei schützen und selbstverständlich hat eine Arbeiterpartei zu allererst die Pflicht, auf Sauberkeit zu halten. Aber was in diesen Tagen sich in den kommunistischen Blättern häuft an Schmutz und Verleumdung gegenüber der Sozialdemokratie, ist bald keiner Steigerung mehr fähig. Man arbeitet nach der Devise: verleumde irisch drauf los, es bleibt doch immer etwas hängen. Was nützen da Berichtigungen, die nicht erscheinen, was Klagen, die später mit Verurteilungen enden. Die Hauptsache ist, man hat im Wahlkampf sein Ziel erreicht.

Und das alles geschieht im Namen der Pressefreiheit! Wir gehen nicht so weit, gerade im Namen der Pressefreiheit und im Namen eines anständigen Journalismus das Verbot solcher politischen Schmutzblätter zu fordern. Wir sind der Meinung, daß der gesunde Sinn der Berliner Arbeiter aus sich heraus solche Methoden des politischen Kampfes ablehnt. Das beweist zur Genüge die geringe Auflageziffer der „Roten Fahne“. Das weiß auch insbesondere Herr Münzenberg, den wir um seinen Beinamen als „kommunistischer Hugenberg“ durchaus nicht beneiden.

Auch für Münzenberg ist die Politik ein Geschäft. Ist es mit der „Roten Kohne“ nicht zu machen, so wird es nach dem Vorbild bürgerlicher Abendblätter andersherum versucht durch Spekulation mit der Sensationslust und Lüsterheit einer urteilslosen Masse.

Beil man weiß, daß kommunistische Phrasologie auf die Berliner Bevölkerung keinen Eindruck mehr macht, veröffentlicht man in sensationell aufgemachten und wochenlang in Fortsetzungen erscheinenden Berichten in dem Abendblatt des Herrn Münzenberg unter diesen Ueberschriften Schauerberichte über „Jah, den Frauenmörder und Bauhausführer“, die bis ins kleinste Detail gehen und an die niedrigsten Instinkte der Masse appellieren. Da bringt man bis ins kleinste hinein den Lebenslauf eines männlichen Proletariats. So beklagenswert solche Erscheinungen am Gesellschaftskörper sind: Herr Münzenberg wird sich nicht etwa lächerlich machen wollen mit der Behauptung, daß die Veröffentlichung solcher Schmutzgeschichten ein Teil des Kampfes gegen die bürgerliche Gesellschaftsordnung ist. Es ist die unsaubere Verquickung von Politik und Geschäft, das sich zu nähren sucht durch Sensationslust, Blutrünstigkeit und pervernen Riegel. Solche schimpflichen Methoden im Klassenkampf einzuführen blieb der kommunistischen Partei und ihrer Presse vorbehalten.

Es sei zur Ehre der deutschen Arbeiterschaft gelagt, daß sie sich in ihrer übergroßen Mehrheit von solchen Methoden mit Ekel abwendet. Mit einem ehrlichen Kampf aus innerlicher Ueberzeugung heraus für den Sozialismus hat ein solches Treiben nichts zu tun. Es kann deshalb auch nur höchstens einen zeitlich begrenzten Erfolg bringen. Die innere Unwahrhaftigkeit der kommunistischen Presse liegt so offen zutage, daß sie sich über kurz oder lang damit selbst abwickeln muß. Das kann nur im Interesse der deutschen Arbeiterbewegung liegen.

Aber es schien gerade in diesen Tagen notwendig, diese Sorte von Presse gebührend zu kennzeichnen und zur Ehrenrettung der deutschen Arbeiter nach außen hin sehr laut und deutlich zu sagen, daß sie damit nichts zu tun haben will. Es ist das trübe stehende und übelriechende Rinnsal der Gasse.

Die Sozialdemokratie verschmäht es, sich mit den kommunistischen Soldatenschreibern sachlich auseinanderzusetzen. Sie weiß, daß ihre Zukunft gehört, auch über den Erfolg des 17. November hinaus.

liger Gleichberechtigung für die japanischen Ausländer und ausländischen Firmen mit den inländischen Personen und Firmen, gleiche Freiheit des Verkehrs, gleiche Freiheit in der Wahl des Aufenthalts, der Niederlassung und gleiche Behandlung in der Steuerbelastung. Die Besteuerung von Unternehmungen und Niederlassungen soll sich auf das in dem betreffenden Land investierte Kapital beschränken.

## Die rote Schlachtwelle. Protest der Liga für Menschenrechte.

Die Deutsche Liga für Menschenrechte erklärt zu den neuerdings verübten Erschießungen in Rußland:

Rußland ringt um seine politische und wirtschaftliche Existenz. Daher muß ein einfacher Vergleich des gegenwärtigen Schicksals der Menschenrechte in Deutschland, den Vereinigten Staaten von Amerika usw. und in Sowjetrußland zu irrigen Schlussfolgerungen führen. Die entscheidende Frage wäre vielmehr: Verlegt der um seine Existenz kämpfende sowjetrussische Staat häufiger und schwerer die Menschenrechte als ein um seine Existenz kämpfender kapitalistischer Staat? Selbst wenn ein objektiver Beurteiler diese Frage mit Nein beantworten wollte, lehnt die Liga für Menschenrechte, die auch gegenüber den Interessen des Staates die Rechte des einzelnen Menschen zu wahren berufen ist, eine derartige Entschuldigung für die Massenhinrichtung russischer Staatsbürger rundweg ab, zumal da diesen nicht einmal das elementarste Menschenrecht zugebilligt wurde, vor ein ordentliches Gericht gestellt zu werden. Die Deutsche Liga für Menschenrechte hält diese Erschießungen für eine durch nichts zu rechtfertigende Barbarei und erhebt dagegen nachdrücklich Protest.

## Betriebsratsfreiheit bei Aschinger.

### Darf der Betriebsratsvorsitzende die Arbeit unterbrechen?

Der Vorsitzende des Betriebsrats der Firma Aschinger hat dreiarbeitsfreie Tage in der Woche, um seine Betriebsratsgeschäfte zu erledigen. Aber diese Zeit reicht nicht immer aus. In dem großen Betriebe, dessen Geschäft über die ganze Stadt zerstreut liegt, kommen manchmal Fälle vor, die keinen Ausschub vertragen und ein sofortiges Eingreifen des Betriebsratsvorsitzenden erfordern.

In solchen Fällen hat dann der Vorsitzende auch während der Arbeitszeit seine Betriebsratspflichten erfüllt. Selbstverständlich hat er, wenn er die Arbeit verlassen mußte — er ist Materialist im „Rheingold“ — seinem Vorgelegten Mitteilung davon gemacht, so daß für Betretung gesorgt werden konnte. Eine Störung des Betriebes ist also durch gelegentliche Unterbrechungen der Arbeit durch den Betriebsratsvorsitzenden nicht eingetreten.

Begreifliche Mißstimmung entstand erst im Betriebe, als die Direktion eingriff mit einem Schreiben an den Betriebsratsvorsitzenden, worin es heißt:

„Wir warnen Sie auf das eindringlichste, sich noch einmal derartige Eigenmächtigkeiten zuzuschulden kommen zu lassen, und haben Ihren Meister angewiesen, Ihnen ohne ausdrückliche Genehmigung keinen Urlaub mehr zu erteilen.“

Also, der Betriebsratsvorsitzende soll in jedem Falle, wo er einmal während seiner Arbeitszeit an irgendeiner Stelle des Betriebes eingreifen muß, um vielleicht einen drohenden Konflikt zu verhüten, erst die Direktion um Erlaubnis fragen, und wenn diese nicht erteilt wird, die Ausübung seiner Amtspflicht unterlassen.

Der Vorsitzende erklärt das als eine Beeinträchtigung seiner ihm nach dem Betriebsratsgesetz zustehenden Rechte, er ist auch der Meinung, daß die Anordnung der Direktion in den meisten Fällen praktisch nicht ausführbar ist und hat ihr deshalb nicht Folge geleistet. — Die Direktion hat dann dem Betriebsratsvorsitzenden gekündigt, obgleich der Betriebsrat der Kündigung nicht zugestimmt hat.

In der Kündigung sowie in dem Verlangen, nicht ohne ausdrückliche Genehmigung der Direktion Betriebsratsgeschäfte während seiner Arbeitszeit auszuüben, erblickt der Betriebsratsvorsitzende einen strafbaren Verstoß der Direktion gegen das Betriebsratsgesetz. Er hat deshalb Anzeige bei der Staatsanwaltschaft erstattet und Klage beim Arbeitsgericht erhoben, wodurch festgestellt werden soll, daß der Betriebsratsvorsitzende nach pflichtgemäßem Ermessen selbst zu beurteilen hat, ob er außerhalb der ihm zustehenden arbeitsfreien Tage, wenn es unbedingt notwendig ist, Arbeitszeit verjäumen darf, und daß wegen solcher Verjäumnisse Verwarnung, Kündigung und Entlassung nicht erfolgen darf.

Die Firma hat den Ausgang dieser Klage nicht abgemwartet, sondern die Zustimmung zur Kündigung des Betriebsratsvorsitzenden beim Arbeitsgericht beantragt. Bei der Verhandlung dieser Streitfälle stellte sich der Vertreter der Firma auf den Standpunkt, der Betriebsratsvorsitzende sei außerhalb seiner arbeitsfreien Tage ein Arbeitnehmer wie jeder andere, er dürfe die Arbeit nicht eigenmächtig verlassen; wenn er es dennoch tue, so habe die Firma das Recht, ihn sogar fristlos zu entlassen.

Der Betriebsratsvorsitzende und sein Vertreter vom Verband der Hotel-, Restaurant- und Caféangestellten bezeichneten diese Ansicht als den Bestimmungen des Betriebsratsgesetzes widersprechend, auf das sie sich zur Begründung ihres Standpunktes beriefen.

Nach lebhaften Auseinandersetzungen zwischen den Parteien gelang es dem Vorsitzenden des Gerichts, sie zu veranlassen, eine außergerichtliche Verständigung zu versuchen, und wenn eine solche nicht gelingen sollte, das Gericht zur Entscheidung nochmals anzurufen.

## Ehrung deutscher und französischer Kriegshelden.

Wie dem „Journal des Débats“ aus Arras gemeldet wird, hat sich anlässlich des Waffenstillstandes eine deutsche Delegation unter Führung des Oberpräsidenten der Rheinprovinz nach dem deutschen Kriegerfriedhof Maison Blanche bei Neuville-St. Vaast begeben und dort Blumen niedergelegt. Ebenso hat die Delegation auf dem benachbarten französischen Soldatenfriedhof von La Targette eine Blumenpende niedergelegt.

Wetter für Berlin: Weiß bewölkt mit Regenschauern und starken westlichen Winden, vorübergehend etwas anheißende Temperaturen. — Für Deutschland: Allgemein stark wolkiges Wetter mit verbreiteten Regenschauern. In der Küste stürmische westliche Winde.

## Anzug-Stoffe

englischer Fabrikate von Welttruf — nur bei

Koch & Seeland

Gertraudenstraße 20-21.

## Konferenz für Fremdenrecht.

### Internationale Völkerverbundskonferenz eröffnet.

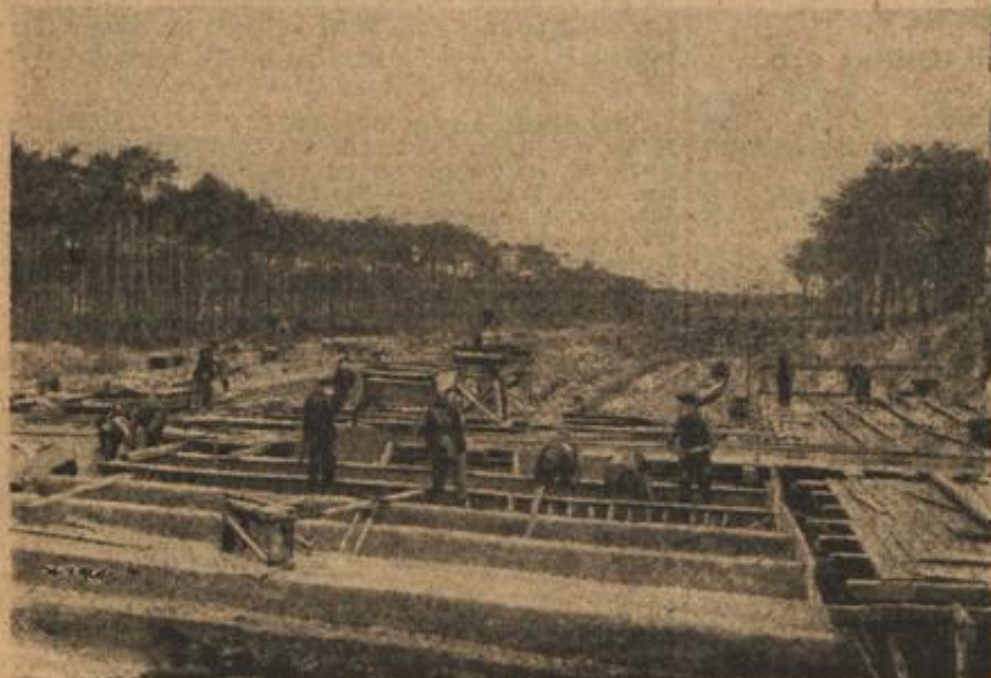
Auf dem in Paris jetzt zusammengetretenen Völkerverbundskongress für die Feststellung des Fremdenrechts sind 33 Staaten, darunter Amerika und Rußland, mit 140 Delegierten vertreten. In seiner Eröffnungssprache betonte der französische Vorsitzende Devos: „Wir müssen es zu einem internationalen Abkommen bringen, damit alle unbescholtenen Fremden überall, wie auch ihre Nationalität sein mag, eine freundliche Aufnahme finden. Man darf dabei aber nicht in den Fehler verfallen, zu wenig zu wünschen, um das Abkommen allen Mächten ohne weiteres annehmbar zu machen. Eben- sowenig darf ein Zuviel auf einmal gefordert werden, wenn man nicht einem Mißerfolg in die Arme laufen will.“

Der allgemeine Eindruck der Generaldebatte ist, daß die Mehrzahl der vertretenen 30 Regierungen dem vorliegenden Entwurf

freundlich gegenübersteht, daß man aber mit diesen Abänderungsvorschlägen im einzelnen rechnen muß. Es wurden vier Kommissionen eingesetzt, und zwar eine Kommission zur Regelung der Garantien in bezug auf den internationalen Handel und die Niederlassung ausländischer Staatsangehöriger unter dem Vorsitz des Engländers Sir Sidney Chapman, eine Kommission, die insbesondere die fiskalischen Bestimmungen des Entwurfs bearbeitet unter dem Vorsitz von Guerrero (El Salvador), eine Kommission zur Beratung über die Behandlung ausländischer Gesellschaften unter dem Vorsitz des deutschen Delegationsführers Geheimrat Martius und eine Kommission zur Behandlung allgemeiner Fragen unter dem Vorsitz des Italiensers de Micheli.

Deutschland hat während der Vorarbeit für die Konferenz stets darauf gedrungen, daß auch die Frage der Zulassung von ausländischen Arbeitern, Angestellten und Firmen international einheitlich geregelt werde. Es ist ihm leider nicht gelungen, die anderen Staaten dafür zu gewinnen.

Der Konventionentwurf fordert im Prinzip Gewährung von



## U-Bahn im Grunewald

Die Arbeiten am Bau der Untergrundbahn zu „Onkel Toms Hütte“ im Grunewald schreiten rüstig vorwärts. Die Linie dürfte in naher Zukunft eröffnet werden.